This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

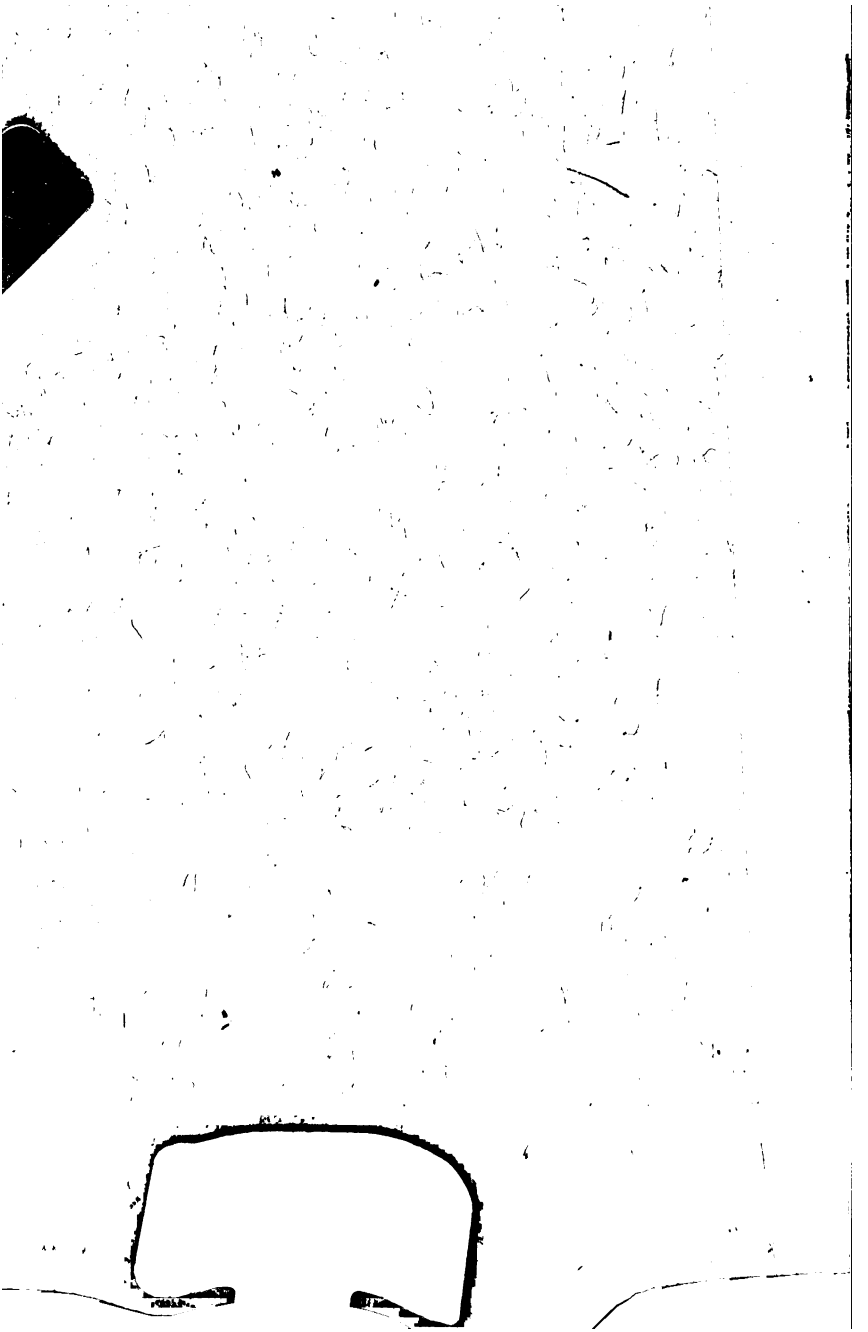
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

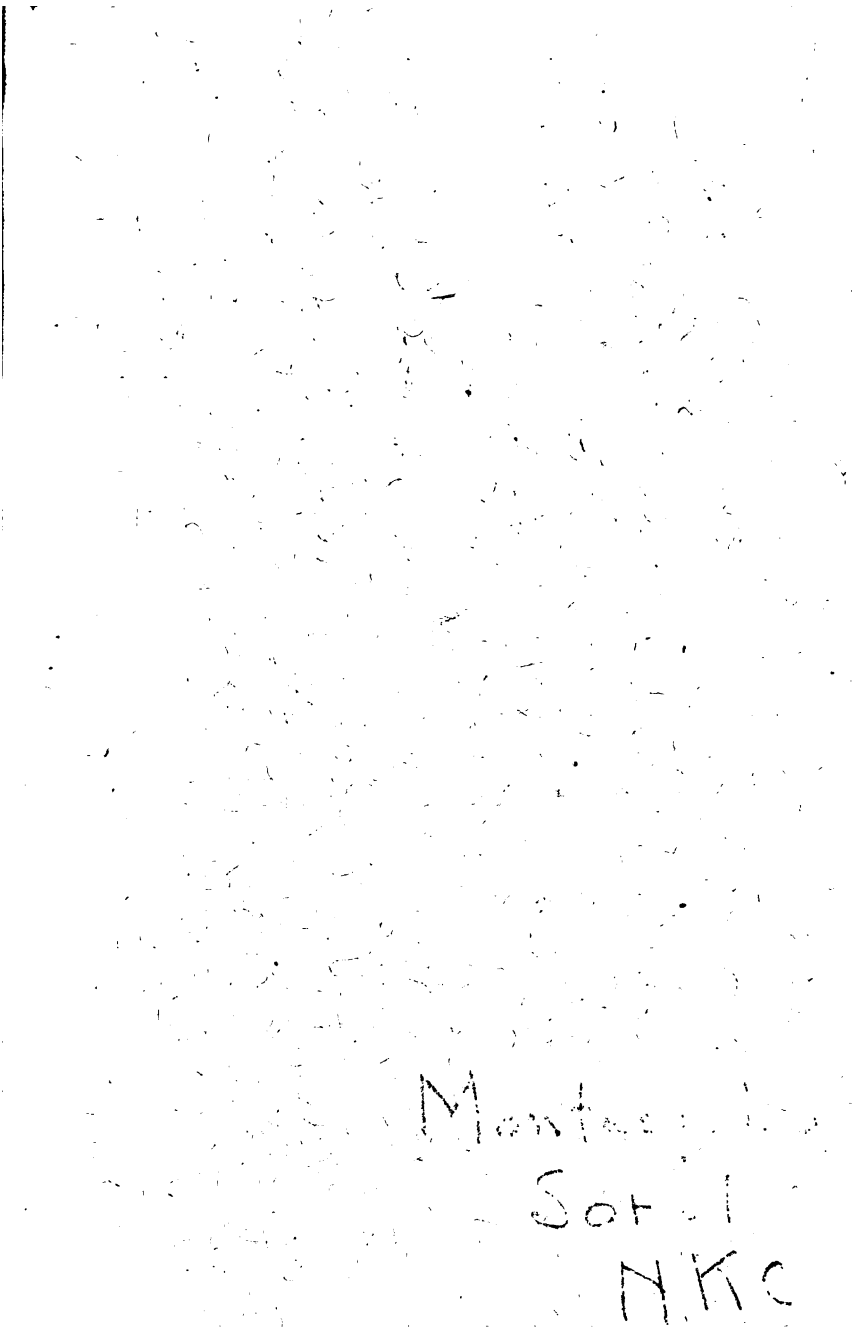
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

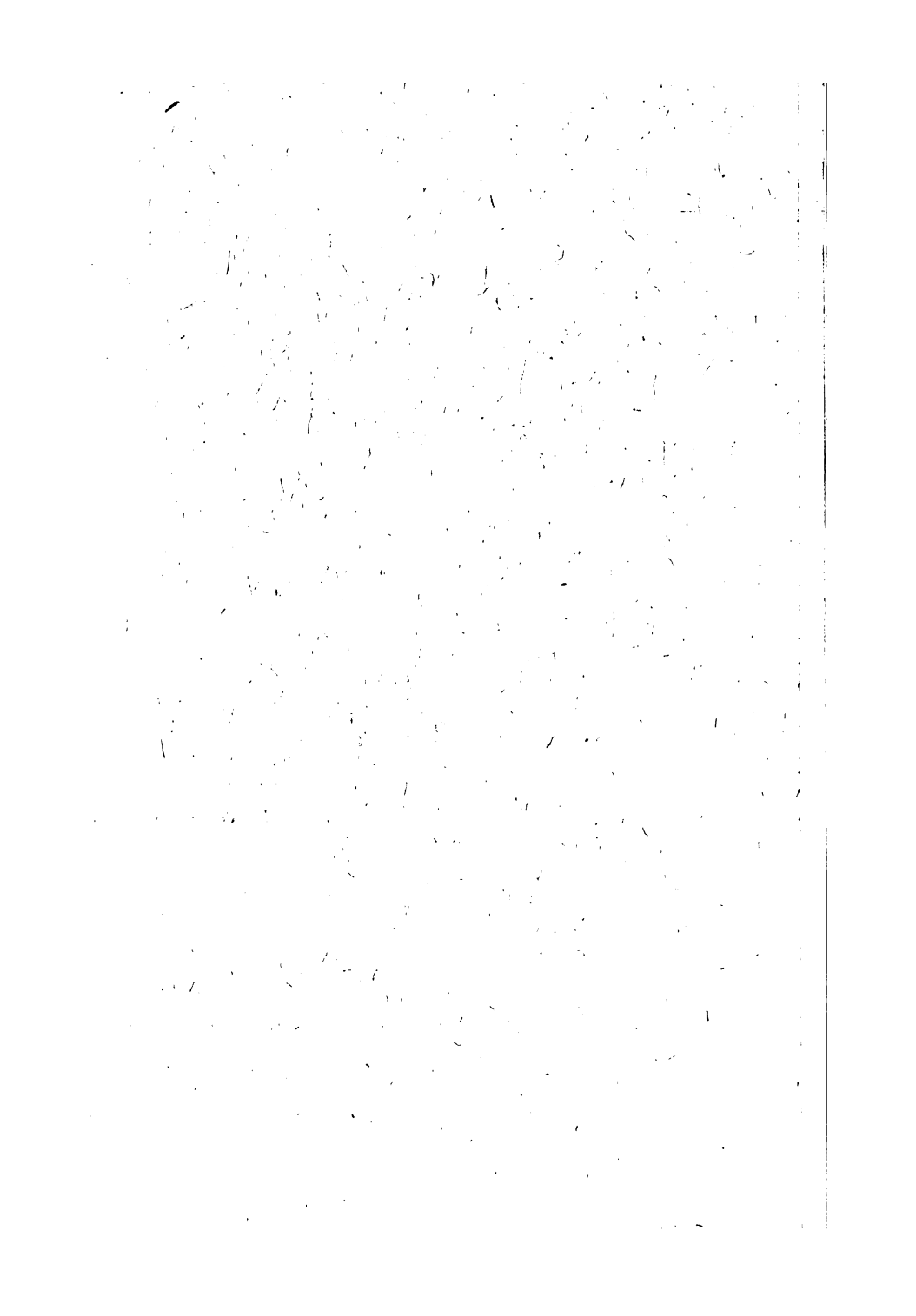
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07581443 8




Montana
Soil
NRC



(Montgomery)
Sorel
NKC

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

Eine Sammlung von Biographieen.

Herausgegeben

von

Dr. **Anton Bettelheim.**

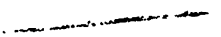
Zwanzigster Band.

(Der IV. Sammlung zweiter Band.)

Berlin.

Ernst Hofmann & Co.

1896.



Montesquieu

Abbildung der Medaille von J. A. Dassier

Cabinet de France, No. 1098.

Montesquieu.

Von

Albert Sorel,
Mitglied der Académie française.

Deutſch von **Adolf Kreßner.**

Berlin.
Ernſt Hofmann & Co.
1896.

PUBLIC LIBRARY
272248A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Nachdruck verboten.

Inhalt.

		Seite
I.	Montesquieus Charakter	1
II.	Die Persischen Briefe	18
III.	Die Gesellschaft — Der Tempel von Gnidos — Die Akademie — Die Reisen	32
IV.	Die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer — Das Gespräch zwischen Sulla und Eukrates	44
V.	Plan und Abfassung des „Geistes der Gesetze"	57
VI.	Der Geist der Gesetze: Die politischen Gesetze und die Regierungen	78
VII.	Der Geist der Gesetze: Das Klima, die bürgerlichen Gesetze, das Völkerrecht, die staatswirtschaftlichen Gesetze, die Theorie der Feudalgesetze	102
VIII.	Kritik und Verteidigung des Geistes der Gesetze — Montesquieus letzte Jahre — Sein Einfluß auf Europa unter dem Ancien Régime. — Seine Ansichten über die französische Regierung	120
IX.	Montesquieu und die Revolution	133
X.	Montesquieus Nachfolge in der Politik und in der Geschichte — Montesquieu und die Kritik	144

96 x 357

I.

Montesquieus Charakter.

Die „Persischen Briefe“ erschienen im Jahr 1721. Das Buch machte ungeheures Aufsehen; kaum je hat ein Schriftsteller ein treffenderes Bild von dem Zustande einer Gesellschaft entworfen, mit leichterer Hand die geheimen Gedanken derselben entschleiert, mit freierer Feder die noch versteckten Wünsche und die noch unklaren Ideen derselben entwirrt. Der Verfasser fühlte, wie rings um ihn Jahrhunderte alte soziale Einrichtungen sich lockerten: der Glauben, die Gewohnheiten und Sitten, welche die Monarchie begründet und gestützt hatten, befanden sich in Frankreich in einem Zustande der Auflösung. Er wollte diese Krankheit ergründen und versuchte, sie zu heilen; aber er bemerkte nicht, daß eben dadurch, daß er sie genau beschrieb, er sie in den Gemütern fortpflanzte, und daß gerade sein Werk das ernstlichste Symptom der Krisis bildete, welche er glaubte, beschwören zu können. Es war nicht eine Warnung oder eine Aufforderung zur Reform; es war das Signal zu einer Revolution, die gewissermaßen in der Luft lag, und deren Ursachen sich in allen Zeitereignissen offenbarten. Die „Persischen Briefe“ enthalten im Keim den „Geist der Gesetze“. Der Mann, der diese Briefe geschrieben hatte, war zweiunddreißig Jahre alt, als er sie veröffentlichte. Seine Geburt, seine Erziehung, die frühste Entwicklung seines Denkens verknüpfen ihn mit dem 17. Jahrhundert. Sein Leben

und seine Schriften zeigen recht deutlich, wie eine demokratische Revolution aus jener Regierung Ludwigs XIV. hervorging, durch welche in Frankreich die Monarchie auf unzerstörbarer Grundlage gefestigt zu sein schien, und wie dies möglich war, ohne daß selbst die, von denen die Revolution ausging, sich vollständig klar darüber wurden. Wir wollen nun zusehen, was Montesquieu war zu der Zeit, als er sein erstes Werk verfaßte, und den Charakter seines Genius bestimmen, bevor wir sehen, wie dieser Genius sich in seinen Werken offenbarte.

Die Familie Montesquieu war von gutem Adel und zählte hervorragende Kriegsleute und Parlamentspräsidenten unter ihren Gliedern. Sie hatte ihrerzeit die Reformation angenommen und sie mit Heinrich IV. abgeschworen. Jacques de Secondat, der zweite Sohn des Barons von Montesquieu, Parlamentspräsident von Guyenne, heiratete 1686 Françoise de Panel, welche ihm das Landgut und Schloß La Brède bei Bordeaux zubrachte. Dort erblickte am 18. Januar 1689 ihr Sohn, Charles-Louis, der künftige Verfasser des „Geistes der Gesetze", das Licht der Welt. Sein Vater besaß die aristokratische Strenge eines Vauban und eines Catinat; seine Mutter war fromm; beide gehörten zu jenen Adligen, welche sowohl aus christlicher Gesinnung, als auch weil sie es für eine Pflicht ihres Standes halten, sich nicht vom Volke abschließen und sich dadurch beliebt machen. In dem Augenblicke, als Charles-Louis geboren wurde, sprach ein Bettler im Schlosse vor; die Secondat baten ihn, bei dem Kinde Patenstelle zu übernehmen, damit „dieser Pate ihn sein ganzes Leben daran erinnerte, daß die Armen seine Brüder sind." Gerade so hatte es einst der Vater Montaignes gemacht, ein Landsmann von Montesquieus Vater.

Charles-Louis führte zuerst nach dem väterlichen Gute den Namen de la Brède. Drei Jahre verbrachte er auf dem Lande bei seiner Amme, er kräftigte dadurch seine Gesundheit

und lernte das Platt der Bauern sprechen. Dann kehrte er zu seinen Eltern in jenes Schloß La Brède zurück, das mit seinem Namen unauslöschlich verbunden ist. Es ist eine Burg aus dem 13. Jahrhundert, die mit ihren Zinnen, ihrem massigen Bau, ihrem Mangel an jedem architektonischen Schmuck, ihren schwarzen, unregelmäßig von Fenstern durchbrochenen Mauern, ihren breiten, wasserreichen Gräben an eine Festung erinnert; den Eingang vermittelt eine Zugbrücke. Charles-Louis lebte dort bis zum siebenten Jahre; da verlor er seine Mutter, und er wurde nun zu den Oratorianern nach Juilly gebracht, wo er von 1700 bis 1711 blieb.

Diese Erziehung, welche ihn von der Familie fernhielt, war nicht geeignet, eine große Weichheit des Gemütes in ihm zu entwickeln, zu der er übrigens gar keine Anlage hatte, da er ein glückliches, bedächtiges, jeder Melancholie fremdes Naturell besaß. Der Aufenthalt bei den Ordensleuten hätte, so scheint es, einen eifrigen Gläubigen aus ihm machen oder ihn wenigstens für religiöse Ideen empfänglich stimmen sollen; seine Mutter hatte ihm Achtung für die christliche Religion eingeflößt; aber die vorwiegend die klassische und römische Litteratur berücksichtigende Erziehung, die ihm zu teil ward, führte ihn zur Gleichgiltigkeit und von da zum Unglauben. Mit zwanzig Jahren verfaßte er eine Schrift, um zu zeigen, daß die heidnischen Philosophen durchaus nicht die ewige Verdammnis verdienten. Ein gewisser Grad von Stoicismus, den er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, und der seine ganze philosophische Anschauung durchzieht, ist geradezu aus seinem lateinischen Studium herzuleiten. Er durchsetzte ihn, sobald als er selbständig seine Lektüre betreiben konnte, mit einer starken Dosis Pyrrhonismus, dessen Überlieferung in der Temple-Gesellschaft gepflegt wurde und trotz der Sorbonne, der Zensur und des Polizeileutnants seinen Einfluß nach außen hin geltend machte.

La Brède beendete seine juristischen Studien und wurde 1714 in das Parlament von Bordeaux mit dem Titel eines Rates aufgenommen. Er vermählte sich im folgenden Jahre mit Jeanne de Lartigue, dem Sproß einer Offiziersfamilie kalvinistischen Ursprungs. Sie war mehr durch Sittenreinheit als durch Schönheit, mehr durch Zurückhaltung als durch Grazie, mehr durch Tugend als durch körperliche Reize anziehend; sie schenkte ihm 1716 einen Sohn und später zwei Töchter. In demselben Jahre, 1716, wurde La Brède Parlamentspräsident. Sein Oheim, der Chef der Familie, der dieses Amt innehatte, vermachte es ihm mitsamt seinem Besitztum, unter der Bedingung, daß er den Namen Montesquieu annähme. Niemals war wohl ein Vermächtnis besser angebracht, wenigstens was den Namen angeht, denn für das Amt zeigte Montesquieu gerade keinen großen Geschmack. Die Familie und das Parlament nehmen in seinem Leben nur einen geringen Platz ein; von beiden sprach er mit Achtung, in beiden that er geziemend, was ihm oblag, aber so oft als möglich und sobald als er sich dazu berechtigt glaubte, machte er sich frei davon. Er liebte die Gesellschaft und die Geselligkeit, welche ihn seinem Heim entzogen; den Prözessen gewann er kein Interesse ab, er verabscheute den Gerichtshof, Advokaten und Prozeßkrämer waren ihm ein Gegenstand der Verachtung. Er wußte, daß er kein Redner war, und fühlte sich weder für feierliche Ansprachen noch für großes Wortgepränge erfordernde Berichte geschaffen, die doch den Stolz der Richter bildeten. Sein ganzes Naturell wies ihn auf geistige Beschäftigung, auf philosophisches Nachdenken und Forschen, und dafür fand er die beste Nahrung in der Gesellschaft von Bordeaux, wo seine Geburt und seine Stellung ihn die erste Rolle spielen ließ.

„Der Juristenstand, welcher die Mitte hält zwischen dem hohen Adel und dem Volke", eröffnete einem politischen Beobachter das weiteste Feld. Er bildete den Kern der aufgeklärten

Gesellschaft in den Provinzen. Bordeaux war eine von den Städten, wo geistige Bildung am meisten in Ehre zu stehen schien. Man hatte daselbst eine Akademie gegründet „zur Verfeinerung und Vervollkommnung der wunderbaren Talente, welche die Natur so freigebig den unter diesem Himmelsstrich geborenen Menschen giebt.“ So drückte sich der Gründer dieser Gesellschaft aus. Montesquieu wurde selbstverständlich darin aufgenommen, und er warf sich zunächst auf das Studium der Naturwissenschaften.

Unter dem Einflusse Newtons begannen die Beobachtung und das Studium der Natur sich von der Überlieferung und wirr zusammengestapeltem Wissenswust freizumachen. Montesquieu, der eine Abhandlung über die Politik der Römer in der Religion und eine andere über das System der Gedanken geschrieben hatte, widmete sich eine Zeit lang der Anatomie, der Botanik, der Physik: er studierte die Nierendrüsen, die Gründe des Echos und die der Durchsichtigkeit der Körper. Aber seine von jeher schwachen Augen erschwerten ihm seine Experimente; die Unruhe seines Geistes machte sie undankbar und mühevoll für ihn. Er war nicht fähig jener bis in das Einzelne gehenden Aufmerksamkeit, die bei wissenschaftlichen Entdeckungen eine wichtige Rolle spielt, und die Goethe mit der schöpferischen Phantasie auf eine Stufe stellte; er eilte immer gleich zu den Schlüssen und liebte es, im Großen und mit großen Strichen zu malen. Er faßte vor Buffon den Plan zu einer Naturgeschichte der alten und neuen Erde. Im Jahre 1719 versandte er an alle Gelehrte Rundschreiben, in welchen er sie um Mitteilungen ersuchte. Im Verlauf dieser Forschungsreise in die Vergangenheit des Weltalls stieß er immer wieder auf die Menschen und die Menschheit, und bei ihrer Betrachtung verweilt er. Das war das Gebiet, auf welchem sein Genie sich bethätigen sollte; zu ihm trieb ihn eine natürliche Neigung, und es blieb für

ihn der Hauptgegenstand seines Studiums. Aber von jenen Ausflügen in die Naturwissenschaft und seinen vorübergehenden Arbeiten in den Laboratorien blieb ihm eine Auffassung der Wissenschaft, eine Arbeitsmethode und ein Experimentieren, die sich in seinen politischen und geschichtlichen Werken wiederfinden.

Das war die Schule, durch die er ging. Einige Nuancen abgerechnet, war er mit dreißig Jahren das, was er bis ans Ende blieb. Es giebt wenig Schriftsteller, welche einen gleichen Einfluß auf ihr Jahrhundert ausübten, und welche sich so wenig in die Angelegenheiten dieses Jahrhunderts mischten. Das Privatleben Montesquieus bietet kein Interesse; es wirft in keiner Beziehung ein klärendes Licht auf seine Werke. Er war ein Ehrenmann und ein Denker; er hätte die, welche sich um seine Person kümmerten, für ungezogen gehalten, er hätte sich selbst für ungezogen befunden, wenn er andre damit beschäftigt hätte. Er wollte nur durch seine Werke gekannt sein, und in der That, nur durch seine Werke können wir uns eine Vorstellung von seinem Leben und seinen Empfindungen machen.

Ein mittlerer Wuchs, mager, nervig; ein langes, feines Gesicht, mit scharf geschnittenem Profil, wie man es auf Medaillen findet; eine starke Nase; ein feiner, spöttischer, sinnlicher Mund; eine etwas zurückweichende Stirn, ein weit offenes Auge, das, wenn auch schon frühzeitig geschwächt und vor der Zeit verschleiert, von Feuer, von Geist strahlte und nach Klarheit lechzte („Ich sehe, sagte er, das Licht mit einer Art Entzücken"), kurz ein echt französisches Gesicht, mit deutlich ausgesprochenen gascogner Zügen: beide Charaktere vermischen sich in ihm.

Der Gascogner bildet den Urgrund seiner Natur. Von dieser seiner Heimat her hat Montesquieu sich nicht nur den Accent bewahrt, dessen er sich mit einer gewissen Koketterie bedient, sondern auch die Ausdrucksweise, die „Gasconnade"

im guten Sinne des Wortes, ein ich möchte sagen Sich-Spitzen auf Geistreichigkeit. Seine Unterhaltung sprudelte von Geistesblitzen, überraschenden Wendungen, lose eingeschalteten Erörterungen. Vieles von diesem Unterhaltungston ist in seinen Stil übergegangen: die etwas unerwarteten Unterbrechungen, die vielfachen Abschweifungen, die hie und da auftauchenden familiären Redewendungen, die hin und wieder hervorbrechende hämische Spottsucht, kurz, die Ungebundenheit der Konversation und, bei einem unverwüstlichen Gedächtnis und einer üppig sprudelnden Laune, ein Sich-Gehen-Lassen, das oft an Zügellosigkeit streift.

Montesquieu liebt Montaigne: er zählt ihn zu den großen Dichtern, ergötzt und nährt seinen Geist an ihm, ja, es scheint manchmal, als ob jener Philosoph in ihm zu neuem Leben erwacht. Er hat, wie Montaigne, eine unersättliche Wißbegier und eine Lernsucht, die dem Geiste eine so zu sagen unverwüstliche Jugend verleiht: „Ich verbringe mein Leben mit Betrachtungen und Untersuchungen; . . . alles erweckt mein Interesse, meine Verwunderung; ich bin wie ein Kind, dessen noch zarte Sinne von dem geringsten Gegenstand lebhaft angeregt werden". Von Lesewut besessen, unternimmt er große Reisen durch seine Bibliothek, wandert darin auf und ab, geht darin auf Jagd und Beute; seine Bücher wimmeln von Randbemerkungen. Diese Treibjagd regt seinen Geist beständig an und befruchtet ihn. Er ergeht sich gern in bedeutsamen Anekdoten, in charakteristischen Zügen, welche einem Menschen oder einem Lande typisch sind, selbst in Geschichtchen, die weiter nichts als ergötzlich sind und nur die Dummheit und Gutmütigkeit des Menschen jeder Zeit malen. Er sammelt sie, er speichert sie in seinem Gedächtnis auf, und sobald nur irgend eine Gelegenheit sich bietet, widersteht er nicht dem Vergnügen, sie aufzutischen. Ein Menge von wunderlichen Einfällen, von seltsamen Anführungen und Zitaten, die

zum Erstaunen des Lesers sogar in den ernstesten Kapiteln des „Geistes der Gesetze" vorkommen, sind einzig und allein durch diese angeborene Regsamkeit des Geistes zu erklären. Bei der Besprechung der Gesetze, „welche die politische Freiheit in ihrem Verhältnis zur Verfassung bilden", zitiert Montesquieu Arribas, den König von Epirus, und die Gesetze der Molosser. Was sollen hier Arribas und die Molosser? fragt ein Kritiker. Sie zeigen, daß der Verfasser Montaigne gelesen hat, und daß er aus demselben Lande ist.

Aber er ist zu gleicher Zeit Franzose, ein echter Franzose, ein Sohn des ernsten und denkenden Frankreichs. Montaigne hat sein Denken sorglos hierhin und dorthin schweifen lassen. Montesquieu fühlt das Bedürfnis, das seinige zu sammeln; ihm liegt Ordnung, Methode, Logik am Herzen. In allen Dingen muß er einen bestimmten Plan, Beziehungen und Verkettungen der Ursachen sehen. Die wundervollste Kuriositätensammlung genügt ihm nicht. Es ist ihm nicht genug, die Kunstfreunde in seiner Gallerie umherzuführen und schalkhaft lächelnd ihr Erstaunen über die Mannigfaltigkeit der Formen und die endlose Wiederkehr der Gegensätze zu beobachten. Er will sich selbst und anderen diese staunenerregende Verschiedenheit der Natur erklären, Regeln in dem scheinbaren Chaos der Thatsachen entdecken und mehr durch die Ähnlichkeiten als durch die Widersprüche in der Erscheinung der Dinge überraschen. „Unsere Seele ist für das Denken, d. h. die Wahrnehmung, geschaffen: ein solches Wesen nun muß Wißbegier besitzen; denn da alle Dinge wie die Glieder einer Kette im Zusammenhange stehen, so daß jeder Gedanke einem andern vorangeht und einem andern folgt, so muß der Anblick eines Dinges in uns den Wunsch rege machen, ein anderes zu schauen". Hier haben wir die echte Wißbegier des Gelehrten und Historikers.

Diese Wißbegier schließt eine vollständige Unabhängigkeit des Urteils in sich; Montesquieu hat sie stets besessen. Sein

Denken ist gänzlich losgelöst von vorgefaßten Meinungen, das freieste, im eigentlichen Sinn des Wortes, das man sich vorstellen kann. Doch wenn er auch nie die Vorurteile des Aberglaubens besaß, so ließ er sich doch einen Augenblick von seinem Unglauben irreleiten. Unter dem Einflusse der Reaktion, welche zur Zeit seiner Jugend gegen die Strenggläubigkeit der letzten Jahre Ludwigs XIV. sich geltend machte, zeigt er sich als Freigeist, der die Freiheit des Denkens bis zur Unehrerbietigkeit und die Unabhängigkeit im Glauben bis zur Feindseligkeit treibt. Eben die Betrachtung der Kette der Thatsachen und Ideen brachte ihn vom Skepticismus zurück; das vertiefte Studium der sozialen Einrichtungen führte ihn zur Achtung der religiösen Glaubenssätze. Aber, wie Sainte-Beuve bemerkt hat, in dieser Huldigung selbst, welche er „der Erhabenheit und Idealisierung der menschlichen Natur" zollte, blieb er immer und ganz besonders Politiker und Historiker. Er faßte und acceptierte die Begriffe der Gerechtigkeit und Religion eher nach ihrer praktischen und positiven Seite hin, als „begriffsmäßig und an sich". Er besaß nicht die geringste Anlage für Metaphysik. Die Grundursachen schienen ihm unzugänglich; er versuchte gar nicht, sie zu erkennen, und hielt sich an die Ursachen zweiten Grades, diejenigen, deren Wirkungen unter unsere Sinne fallen und Gegenstand der Erfahrung sind. Seine Blicke blieben auf der Erde und erhoben sich nicht über die Menschheit hinaus. In Bezug auf die Dinge, welche jenseits der Geschichte und der Welt liegen, vertraute er auf seinen Instinkt als lebendes und bewußtes Wesen. Er verließ sich in letzter Instanz auf jene schönen Gemeinplätze der menschlichen Hoffnung, welche, trotz des sie umhüllenden Geheimnisvollen, noch die befriedigendste Lösung schienen, welche die Menschen für das Rätsel ihres Geschickes gefunden hatten.

„Warum so viel Philosophie? Gott ist so hoch, daß

wir nicht einmal seine Wolken bemerken. Wir erkennen ihn recht nur in seinen Geboten". Diese Gebote sind in unser Herz eingegraben, und der gesellschaftliche Instinkt entwickelt sie in uns in demselben Maße, als er uns zur Bildung der Gesellschaft treibt. „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßten wir immer die Gerechtigkeit lieben, d. h. uns bestreben, jenem Wesen zu ähneln, von dem wir eine so schöne Vorstellung haben, und welches, wenn es existierte, immerdar gerecht sein würde. Wären wir auch frei von dem Joche der Religion — von dem der Rechtlichkeit und Billigkeit dürften wir es nicht sein". — „Wenn die Unsterblichkeit der Seele ein Irrtum wäre, so wäre es mir schmerzlich, nicht an sie zu glauben; ich gestehe, daß ich nicht so bescheiden bin wie die Atheisten. Ich weiß nicht, wie sie darüber denken, aber ich meinerseits möchte den Gedanken meiner Unsterblichkeit nicht gegen den der Eintags-Seligkeit eintauschen. Ich bin beglückt, mich für unsterblich zu halten, wie Gott selbst. Unabhängig von den geoffenbarten Ideen gewähren mir die metaphysischen Ideen eine starke Hoffnung auf mein ewiges Glück, auf welche ich nicht verzichten möchte".

In der praktischen Lebensführung kommt er zu demselben Standpunkt wie Pascal, nicht aus Herzensangst oder weil seine Vernunft verzweifelt, sondern aus weiser Erkenntnis, aus Verachtung aller Schulhypothesen und willkürlichen Systeme, besonders aus der für einen Gesetzgeber so notwendigen Gewissenhaftigkeit, aus gesunder Auffassung des Staatsbürgertums, weil er Sinn für die gesellschaftlichen Bedürfnisse und Achtung für das Menschengeschlecht hat. Seine natürliche Neigung zog ihn zu den Alten, zu Mark Aurel und den Antoninen, welche er als das „Meisterstück der Natur" bezeichnet. „Für die Gesellschaft geboren, glaubten sie, daß es ihre Bestimmung sei, für dieselbe zu arbeiten." In allen seinen Werken findet sich dieser Stoicismus, aber gemildert

durch französische Urbanität und durchtränkt mit moderner Menschenliebe.

Ich sage Menschenliebe, nicht christliche Nächstenliebe. Montesquieu, der niemals zum vollen Verständnis der Rolle des Christentums in der Zivilisation durchdrang, scheint christlichem Empfinden unzugänglich gewesen zu sein. Er war gut, er zeigte sich edelmütig. „Ich habe, sagte er, niemals jemanden Thränen vergießen sehen, ohne dadurch gerührt zu werden; ich fühle Menschenliebe für die Unglücklichen, als ob nur sie allein Menschen wären.“ Aber er scheute sich, es merken zu lassen; er war der Meinung, daß eine schöne That die ist, welche von Herzensgüte zeugt und deren Ausführung Anstrengung erfordert; ja, er ging soweit, daß er sich verstellte: seine Verachtung falscher Empfindsamkeit übersetzte sich in Kälte; so sehr fürchtete er den Schein, als ob er unüberlegt aus Gutmütigkeit handelte und sich etwas auf seine Wohlthaten zugute thäte, daß er von Erkenntlichkeit und Dankbarkeit nichts wissen wollte.

Bei dieser Zurückhaltung spielte sein große Schüchternheit eine hervorragende Rolle. „Schüchternheit ist die Geißel meines Lebens gewesen.“ Er gesteht, daß er besonders im Verkehr mit Dummköpfen darunter litt. Wohl auch manchmal im Verkehr mit den Frauen. Er liebte sie, er liebte sie lange, und wurde von einigen geliebt. Er liebte ohne Leidenschaft, ohne Langen und Bangen, kurz ohne seinen Roman zu haben, aber mit Feuer, mit Geist, mehr auf Zerstreuung als auf Zärtlichkeit bedacht, oberflächlicher in der Liebe als im Studium, aber auch sie mit derselben Wißbegier behandelnd, nur mit größerem Behagen. Wenn er Verhältnisse hatte, so regten sie ihn wenig auf; hatte er Enttäuschungen, so tröstete er sich schnell darüber; ließ er sich manchmal gehen, so gab er sich doch niemals ganz hin. „Ich habe in meiner Jugend das Glück gehabt, Neigung für Frauen zu empfinden,

die, wie ich glaubte, mich liebten; sobald ich diesen Glauben verlor, habe ich mich sofort von ihnen losgesagt." Es lag in ihm etwas von einem Libertin. Man muß dies hier offen aussprechen, weil seine Werke die Spuren davon zeigen: es ist das Zeichen und zugleich auch das Schandmal der Zeit. Man würde Montesquieu nicht kennen, wenn man in ihm nicht, wenn auch nur versteckt, den Schöngeist der Boudoirs und den galanten Richter sähe, der es dem Präsidenten Hénault und dem Präsidenten de Brosses in leichten Abenteuern gleichthut.

„Die Gesellschaft der Frauen, sagt er irgendwo, verdirbt die Sitten und bildet den Geschmack." Man könnte das Gegenteil von den Frauen seiner Bekanntschaft sagen: sein moralischer Sinn hat sich in ihrer Gesellschaft nicht abgestumpft, sein Geschmack hat darunter gelitten. Ihnen zu Gefallen hat er gewisse Schriftchen verfaßt, welche seinen Werken gerade nicht zur Zierde gereichen, und seine schönsten Kapitel mit leichtfertigen Pointen durchsät, welche sie verderben. Gerade dies machte seine Bücher bei dem schönen Geschlechte von damals beliebt; gerade dies dürfte das schöne Geschlecht von heute von der Lektüre abschrecken. Nicht als ob die Gesellschaft von heute weniger frivol in ihren Gesinnungen wäre und sich in ihrer Moral feinfühliger zeigte; aber die Mode hat sich geändert, und die Mode ist in solchen Dingen und in solchen Kreisen der unnachsichtigste aller Zensoren. Die Leichtfertigkeit, affektiert und geziert bei Fontenelle, voller Ironie und beabsichtigt bei Montesquieu, gemein und cynisch bei Voltaire, unzüchtig bei Rousseau, schlüpfrig und unanständig bei Diderot, ist salbungsvoll geworden bei Chateaubriand, theatralisch bei den Romantikern, pedantisch, pathologisch und unheimlich-düster in der folgenden Schule. Was für ein Unterschied zwischen dieser Schule mit ihrem nach dem Spital duftenden Gewäsch und der leichten Boudoirtändelei, die

Montesquieu hin und wieder liebte; diese Litteratur verbreitet einen dicken, eklen Dunst, der Montesquieus Zeitgenossen krank gemacht hätte, und erzeugt etwas, was sie nicht ertragen haben würden, und was für sie das schlimmste aller Ärgernisse war: Überdruß.

Ein solches Ärgernis gab ihnen Montesquieu niemals; wohl schlägt er hin und wieder einen leichtfertigen Ton an, aber er verweilt nicht eine Ewigkeit dabei und hütet sich wohl, das Motiv der Vignette mit dem Gegenstand des Kapitels zu verwechseln. Er ist frivol, weil er sich gehen lassen will, und weil der mutwillige Gascogner manchmal aus ihm herausschaut; aber der Denker führt den Vagabunden gar schnell wieder auf die Landstraße zurück. Der Philosoph hat immer das letzte Wort.

Er hielt große Stücke auf die Würde seines Namens. Obgleich dem Liberalismus sich zuneigend, war er sehr stolz auf seine Geburt. Er rühmte sich, von einem Geschlecht von Eroberern abzustammen. „Unsere germanischen Vorfahren, Krieger und frei", dieser Gedanke, der so oft und unter so vielen Formen in seinen Schriften wiederkehrt, ist bei ihm gewissermaßen eine fixe Idee, der Ausdruck eines uralten Vorurteils, auf das er sich etwas einbildet, das für ihn unumstößlich feststeht, und das er im Gegenteil durch seine Lektüre zu befestigen trachtet. Er sagt wohlgefällig: Meine Domäne, meine Vasallen. Diese trockenen Lehnsbegriffe, welche auf seine Zeitgenossen verwirrend wirken und ihnen so fern liegen, hatten für ihn einen ganz besonderen genealogischen Reiz.

Aber der Freund und Kenner des Lehnswesens verbindet sich in ihm mit dem Parlamentsrichter; kann er auch keinen Geschmack an seinem Amte finden, so hat er doch die leidenschaftliche Überzeugung von den Vorrechten seines Standes. Und da sich sein Geist an dem Altertum genährt hat, so fordert er die feudalen Freiheiten mit einer Art republikanischen

Stolzes zurück, der direkt von Rom stammt: „Ich habe von weitem, in den Schriften des Plutarch, gesehen, was die großen Männer waren.“ Aus diesem Verkehr mit den Alten stammte sein instinktiver Sinn für Großes und Erhabenes, seine Seelenstärke, seine Verehrung der bürgerlichen Tugenden, für die man rings um ihn keinen rechten Sinn mehr hatte, und zu deren Auffrischung und Kräftigung in Frankreich er nicht unwesentlich beitrug. Er haßt Verleumdung und bewundert gern; er schafft sich eine Gallerie von großen Männern seiner Nation, „von jenen seltenen Männern, welche die Römer als die ihren anerkannt hätten“, Männern, von denen man, wie von Turenne, sagen kann, daß ihr Leben „ein Hymnus zum Lobe der Menschheit“ gewesen ist. Seine schönsten Seiten widmet er der Schilderung von Reichs-Begründern.

Vor allem aber ist er Bürger. „Ist es nicht eine schöne Aufgabe, dahin zu arbeiten, daß die Menschen nach uns glücklicher sind, als wir es gewesen sind?“ — „Ich habe immer von Natur das Gute geliebt und das Vaterland geehrt . . . ich habe immer eine herzliche Freude empfunden, wenn man eine Anordnung traf, die dem allgemeinen Wohl diente“. Er überlegt, worin dieses allgemeine Wohl bestehe; er hätte gern daran gearbeitet, es wäre sein Ruhmestitel gewesen, und man sieht, daß er einen Augenblick sich nach diesem Ruhme sehnte. Der Hof ließ ihn bei Seite liegen. Er nahm dies übel auf, und die Bitterkeit, die er darüber empfand, zeigt sich in Aussprüchen, die ihrem Sinn und Ausdruck nach an La Bruyère erinnern: „Ich habe zuerst vor den meisten Großen eine kindische Furcht empfunden; seitdem ich sie aber kennen gelernt habe, bin ich fast ohne Mittelstufe zur Verachtung übergegangen“. — „Ich sagte zu Jemand: Pfui! Sie haben so gemeine Gesinnungen wie ein Mann von Stand.“

Er hat um so mehr unter jener Versailler Unhöflichkeit

zu leiden, als er wirklich bescheiden war. Affektierte Überlegenheit verletzte ihn: „Die Schriftsteller sind Komödianten.“ Er begriff nicht, wie man hassen konnte. „Überall, wo ich den Neid finde, mache ich mir ein Vergnügen daraus, ihn zur Verzweiflung zu bringen.“ Er sprach sich nur in ganz engem Freundeskreise aus, „in den Häusern, wo er sich mit seinem alltäglichen Esprit aus der Verlegenheit ziehen konnte.“ Dieser Esprit war von wunderbarer Beweglichkeit und Geschmeidigkeit und erstaunlichem Glanz, sodaß seine Freunde davon ganz entzückt und geblendet waren. Die Bekannten, welche ihm gleichgültig waren, und welchen so zu sagen nur das Echo seiner Unterhaltung zu teil wurde, machten ihm den Vorwurf, das er ihnen gegenüber mit seinen Geistesblitzen sparsam sei. Er spielte gern den Zugeknöpften, wobei er zudringlichen Schwätzern recht zu geben schien, um ihnen nicht zuhören, besonders aber nicht widersprechen zu müssen; so entzog er sich der Erörterung, beobachtete still und „machte sein Buch in der Gesellschaft,“ wie nicht ohne Verstimmung eine vornehme Dame sagte, in deren Nähe, so erzählt man sich, er zu lange überlegte.

Der beste der Freunde, liebenswürdig und geliebt wie nur einer, wußte er sich doch den Rückzug offen zu halten, den er betrat, wenn ihm der Denker in ihm die Notwendigkeit desselben nahe legte. Er hatte das Temperament des zufriedenen Menschen: regelmäßige Gesundheit, klaren und ungetrübten Geist, die Fähigkeit, sich sofort in das Studium zu vertiefen: „Ich habe nie einen Kummer gehabt, den eine Stunde Lektüre nicht verscheucht hätte.“ — „Wenn man nur glücklich sein wollte, so wäre das bald gethan; aber man will glücklicher sein als die andern, und das ist fast immer schwierig, weil wir die andern für glücklicher halten, als sie es sind.“ Also Klugheit, zu viel Klugheit selbst in jenen Dingen, wo Phantasie und Herz thätig sind, die doch gerade

Klugheit so wenig vertragen. Wohlthätig und menschenfreundlich, ohne empfindsam zu sein, hat er in keiner Zuneigung es bis zur Seelenqual, bis zum zerrissenen Herzen kommen lassen. Es ist immer derselbe stoische Hintergrund, den er mit gascognischem Leichtsinn bedeckt, gewissermaßen überstreut. Die Pflanzen, die auf diesem Boden wachsen, strotzen von Kraft und bringen wunderbar saftige Früchte hervor, aber sie entwickeln kein Grün und spenden keinen Schatten.

Montesquieu wäre ein Mann mit tiefem Verstande und glänzendem Geist, aber trocken und nüchtern gewesen, wenn er, der wißbegierige Beobachter und Denker, nicht zugleich ein Künstler gewesen wäre. Er nimmt das Altertum nicht nur von seiner politischen, sondern auch von seiner poetischen Seite. „Dieses Altertum entzückt mich und, mit Plinius, bin ich stets bereit zu sagen: Nach Athen geht ihr, achtet die Götter.“ Ihm gefällt jene „lachende Fröhlichkeit, welche über die ganze Mythologie gebreitet ist;“ er hält den „Telemach“ für das „göttlichste Werk dieses Jahrhunderts.“ Von einem einzigen abgesehen, welches er erst im späteren Alter lesen konnte, und welches ihm sicherlich gefallen hat, „Manon Lescaut,“ bringen ihn die wässerigen, stil- und gehaltlosen Romane, die zu seiner Zeit erschienen, zurück von jener Literaturgattung, die auf dem Spiel der Phantasie beruht; die matte, frostige und mechanische Verskunst der Zeitgenossen läßt ihn an der Poesie keinen Geschmack finden. Er findet dieselbe nur in Montaigne und im Altertum. Er setzt seinen Stolz darein, wie ein Edelmann und nicht wie ein Philologe zu schreiben; er wirft den Gedanken hin, wie er ihm gerade in den Kopf kommt, in buntschillernden und geistreichen Bildern; aber er kommt wieder darauf zurück, oft und lange; er revidiert, streicht, verbessert: kurz, er schreibt wie ein Schriftsteller, der seinen Geschmack gebildet und seinen Stil geläutert hat. „Was macht gewöhnlich einen

bedeutsamen Gedanken aus? Wenn man etwas sagt, was den Ausblick auf viel mehr eröffnet, und wenn man mit einem Schlage uns das zeigt, was wir erst nach langer Lektüre erhoffen konnten."

So erscheint uns Montesquieu gegen 1720, zur Zeit seiner vollen Reife. Eine bewundernswürdige Ruhe der Seele, des Geistes und des Charakters regelte in ihm sehr mannigfache, oft widersprechende Eigenschaften, wie sie die Natur selten in demselben Menschen vereint, und brachte sie auf ihr richtiges Verhältnis. Nicht als ob in ihm der französische Genius in seiner Gesamtheit sich widerspiegelte; sicherlich aber französischer Verstand und französischer Esprit. Wir haben tiefsinnigere Philosophen, kühnere Denker und beredtere, gefühlvollere, pathetischere Schriftsteller, fruchtbarere Schöpfer idealer Gebilde und reicher begabte Erfinder edler Dichtersprache gehabt; niemals haben wir einen vernünftigeren Beobachter der menschlichen Gesellschaft gehabt, niemals einen weiseren Berater in den großen Staatsgeschäften, niemals einen Mann, der ein so seltenes Schriftstellertalent in den Dienst eines so vollkommen gesunden Menschenverstandes gestellt hat.

„Mein Geist, sagt Montesquieu, ist eine Form; man zieht nur immer dieselben Porträts davon ab." Diese Porträts haben ihre Vorstudien und Skizzen gehabt, und gar viele Originale haben für die großen historischen Figuren gesessen, die Montesquieus Gallerie bilden.

Betrachten wir nun die ersten Modelle, die ihm in den Weg kamen, und die zu zeichnen er sich vornahm. Es sind dies die Menschen und Dinge zur Zeit der Regentschaft; nie hat eine Gesellschaft sich so gern nackt gezeigt und die Satire frecher herausgefordert.

II.

Die Perſiſchen Briefe.

Ludwig XIV. iſt dahingegangen; in einer Art düſteren und majeſtätiſchen Sonnenunterganges hat er geendet. Die Zeitgenoſſen läßt das Dämmerlicht einer großen Regierung ziemlich kalt. Sie leben ganz der Freude über ihre Befreiung. Niemand hat ein Wort des Bedauerns für den König; zu ſehr hatte auf allen Franzoſen „jene alles unterjochende Abhängigkeit“ gelaſtet. Die Provinzen, welche über ihren Ruin und ihre Knechtung in Verzweiflung waren, atmeten auf und zitterten vor Freude, wie Saint-Simon ſagt. Die Parlamente und jede Art von Gerichtsbarkeit, welchen durch Edikte und Evokationen die Hände gebunden worden waren, thaten ſich etwas darauf zu gute, jene — wieder eine Rolle ſpielen zu können, dieſe — wieder freie Hand bekommen zu haben. Das zu Grunde gerichtete, niedergedrückte, verzweifelte Volk dankte mit widerlich berührendem Frohlocken Gott für eine Freiheit, welche ſeine glühendſten Wünſche übertraf. In der Geſellſchaft Montesquieus, bei den Schöngeiſtern und Freigeiſtern, dachte man nicht, wie das geringe Volk, daran Gott zu danken; im Gegenteil, die Art von Freiheit, welche jetzt zur Herrſchaft kam, entfeſſelte eine Zügelloſigkeit, welche alle Dämme durchbrach.

Dieſelbe hatte überhaupt nie aufgehört zu ſein. Sie pflanzte ſich, ſagt Sainte-Beuve, „direkt und ununterbrochen“ fort von der Renaiſſance auf die Fronde, von der Fronde

auf die Regentschaft, durch Vermittlung von Retz, Saint-Evremond, Vendôme, Bayle: durch die Epikuräer und die Pyrrhoniker. „Die Regierung Ludwigs XIV. ist so zu sagen davon unterminiert.“ Dieser Fürst und seine Staatsräte glaubten in kirchlicher Hinsicht genug und übergenug gethan zu haben, wenn sie die Andersgläubigen unterdrückten. Hugenotten und Jansenisten, alle, die nach eigenem Gewissen und nach der vom Himmel gespendeten Gnade glauben wollten, sahen sich verfolgt, geächtet, vernichtet. Doch der Unglaube bestand: er nistete behaglich, selbstbewußt und unverrückbar im tiefsten Grunde der Herzen, er, der furchtbarste Feind, dem die Kirche seit Leos X. Zeiten die Stirn geboten hatte. Der Geist der Verneinung herrschte in dem Herzen der Ungläubigen mit der Zuversicht und Macht, wie der Glaube im Herzen Bossuets. „Die große Ketzerei der Welt, schrieb Nicole, ist nicht mehr der Calvinismus oder das Luthertum, sondern der Atheismus.“

Man hatte die Reformation und den Jansenismus, sie, die beide von wahrhaft christlicher Gesinnung ausgingen, zu Boden geschmettert. So hatte man dem Geiste der Renaissance, der mit dem des heidnischen Altertums identisch war, den Weg gebahnt. Der König hatte die Sitten der Olympier wieder eingeführt, und sein Beispiel war wirksamer als alle Edikte der Welt. Die auf der heiligen Schrift beruhende Politik Bossuets vermochte nicht über die von Ludwig XIV. aus der Mythologie hergeleitete Moral das Übergewicht zu erlangen. Der gealterte, bekehrte und fromm gewordene König suchte nur noch in Bußübungen sein Heil; aber wenn er dieselben auch peinlich beobachtete, seine Unterthanen verführte er nur zur Heuchelei. Die Zuchtlosigkeit nahm eine Maske vor das Gesicht oder trieb ihr Wesen hinter geschlossenen Thüren.

Die Regentschaft befreite sie von jedem Zaume. Das

frech sich brüstende Laster trat an die Stelle der zur Schau getragenen Frömmigkeit, die Schüler Don Juans nahmen den Platz ein, den noch kürzlich diejenigen Tartüffes inne gehabt hatten. Alles wird in Frage gezogen, erörtert, in seinen Grundfesten erschüttert. Die Bulle Unigenitus setzt die Gläubigen in leidenschaftliche Erregung; die inneren Streitigkeiten der Kirche liefern den Freigeistern die gewünschte Veranlassung zum Sturmlaufen gegen sie. Dubois bereitet der Ausschweifung und Verlotterung den Weg in die Politik; Law führt sie in die Volkswirtschaft ein. Es gab nicht mehr Spielhöllen nur für die Leute von Stand; von nun an gab es eine für das ganze Volk. Und doch ahnte niemand, daß dieses Überfluten der Gedanken und Leidenschaften den alten Boden Frankreichs aufwühlen und umwälzen würde. Die neue Regierung gab zu unbegrenzten Hoffnungen Raum, und die verwegensten Gedanken wurden möglich, weil niemand da war, der Achtung und Furcht einflößte.

So dachte Montesquieu, den der Strom der Bewegungen seines Jahrhunderts mit fortriß. Edelmann und Parlamentspräsident, spöttisch, tadelsüchtig, bei alledem edelmütig, für Reformen begeistert und Illusionen sich hingebend, gierig nach Ruhm, gefallsüchtig, voll Sehnsucht sein Vaterland aufzuklären und in der feinen Gesellschaft zu gefallen, gepackt von „jener Krankheit Bücher zu schreiben", die seinen eigentlichen Beruf ausmacht, aber zu gleicher Zeit für seine Person besorgt, auf das Dekorum seines Ranges peinlich bedacht, ängstlich jedes Ärgernis, jeden Anstoß, jede Untersuchung meidend, weiß er seine Ideen mit einem so diskreten Schleier zu verhüllen, daß sein Werk die Sinne der Leser kitzelt, ohne das pflichtgemäße Schamgefühl der Zensoren zu verletzen. Er nimmt an, daß zwei Perser, der eine, Rica, vergnügt und spottsüchtig, der andere, Usbek, ernster und überlegter, Europa besuchen, ihre Eindrücke austauschen, ihre Freunde in Persien über die Ver-

hältniſſe Europas belehren und ſich ſelbſt über diejenigen Perſiens unterrichten laſſen. Der Plan war nicht ganz neu; doch kommt wenig darauf an, ob Montesquieu ihn Dufresny entlehnte; er war der Mann dazu, ihn zu faſſen, und auf jeden Fall machte er ihn ſich ganz zu eigen. Der Gedanke mit Perſien kam ihm von Chardin. Die hübſchen Erzählungen dieſes Reiſenden gehörten zu ſeiner Lieblingslektüre; er entnahm ihnen ſeine Schilderung des Despotismus und ſeine Schilderung des Klimas; aus ihnen ſchöpfte er die romanhaften Ereigniſſe, welche er in die „Perſiſchen Briefe“ verflocht, und die Szenerie, in welcher ſeine Perſonen ſich bewegen: es iſt dies der anfechtbarſte Teil des Buches. Die damalige Mode verlangte dies alles, jetzt mutet es uns ſehr altväteriſch an.

Montesquieu war ein großer Freund von „Tauſend und eine Nacht“, darin hätte er alles gefunden, was er für die Abfaſſung einer anmutigen Erzählung in Form eines orientaliſchen Märchens brauchte. Er iſt nicht darauf gekommen. Sein Roman erinnert an die Schriften des jüngeren Crébillon, nur daß er weniger ſinnliche Anmut aufweiſt; auch an die Erzählungen Hamiltons, nur daß er ſchwerfälliger und phantaſieloſer iſt. Man merkt, wie der Schriftſteller in dieſen ſchlüpfrigen Erzählungen ſich bemüht, recht genau zu ſein, was gar nicht am Platze iſt, und man wird folglich verſtimmt. Wenn Montesquieu ſich darauf beſchränkt hätte, einige von Chardin aufgezeichnete Beobachtungen über perſiſche Sitten mitzuteilen, ſo möchten ſolche Details als Lokalfarbe allenfalls hingehen. Aber die Sache liegt anders. Montesquieu führt den Entwurf des Reiſenden weiter aus, er benutzt den Stoff nach ſeiner Weiſe als Parlamentsmitglied und Libertin. „Das Schamgefühl“, ſagt Chardin irgendwo, „erlaubt nicht, daß man ſich deſſen, was man über den und den Gegenſtand gehört hat, auch nur erinnert.“ Montesquieu hat nicht ge-

hört, was er erdichtet hat, und er hat es rücksichtslos beschrieben. Da haben wir alles, was zu einem Harem gehört, der uns übrigens eher gascogniſch als perſiſch anmutet, da haben wir eine Vielweiberei, die eher europäiſch als orientaliſch iſt und deren Schilderung nach einer Traveſtie ſchmeckt, fade und ſpießbürgerlich erſcheint und den Leſer verſtimmt und langweilt.

Chardins Perſer werden bei Montesquieu nicht nur unanſtändig, ſie nehmen ſogar einen tragiſchen Ton an. Sie werden von trübſinniger Eiferſucht gequält. „Ich Unglücklicher! ruft Usbek aus. Ich ſehne mich danach, mein Vaterland wiederzuſehen, vielleicht um dort noch unglücklicher zu werden! Ha, was würde ich thun? . . . . Ich werde den Serail betreten: Rechenſchaft muß ich haben über die verhängnisvolle Zeit meiner Abweſenheit . . . . Wie nun, wenn Strafen, die ich ſelbſt verhängen werde, ewige Zeichen meines Schmerzes und meiner Verzweiflung ſein müſſen?“

Mit unheimlichem Tone ſpricht er von „jenen verhängnisvollen Pforten, welche ſich nur ihm eröffnen.“ Die Hüter derſelben ſind nicht jene „alten, mißgeſtalteten und wunderlichen Sklaven“, welche Chardin geſehen hat; es ſind die ſalbungsvoll redenden Opfer eines grauſamen Geſchicks. Es iſt, als hätten ſie Abälard gekannt und Triboulet geahnt. Dieſe Eunuchen, ſcheint es, waren ſehr gelehrt und vertraten bei vornehmen Perſern die Hauslehrer; einer von ihnen iſt ſicherlich ins Wallis gekommen und hat Saint-Preux' (der Held von Rouſſeaus „Neuer Heloiſe“) Erziehung übernommen.

Das ſind die Schwächen des Werkes; ihnen verdankt es zum Teil ſeinen Erfolg. Dieſe Mode iſt vergangen; ebenſo werden die unſrigen dahin gehen. Halten wir uns an das, was bleibt. Da haben wir zunächſt den Stil: er iſt wunderbar nervig, kurz, treffend, bündig beſonders, knapp und zeichnet ſich durch eine ſtaunenswerte Angemeſſenheit der Wen-

dungen und Ausdrücke aus; lebhafter, leichter, beweglicher als derjenige Saint-Evremonds; weniger geschraubt und gekünstelt als derjenige La Bruyères. Montesquieu sucht noch nicht so nach Stilschmuck und Redefiguren, wie er es später thut, wenn er trockenere Gegenstände behandelt; er ist der Meinung — und darin hat er recht —, daß hierbei die Mannigfaltigkeit des Gedankens den Leser hinlänglich ergötzt. Das ist der lautere Strom französischen Esprits: er fließt über einen etwas steinigen Grund, aber welche Klarheit in dem Gewässer! wieviel Luft, Anmut und Glanz in den Strudeln und Kaskaden! Das ist derselbe Strom, der zu Voltaire und Beaumarchais wandert; in unserem Jahrhundert nehmen ihn Stendhal und Mérimée auf und lenken ihn zu uns hinüber, aber in weniger freier Strömung, über ein gewundeneres und seichteres Bett.

Die „Persischen Briefe" sind reich an Charakterzügen und Sittenschilderungen. Montesquieu, der in der Folge ein so scharfsinniger Kenner des Menschen als Mitgliedes des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft war, zeigt sich in diesen Briefen als tiefblickender und ironischer Beobachter des Menschen als Mitgliedes der feinen Gesellschaft.

Die Überlieferung berichtet, daß er in Usbek sich selbst gezeichnet hat: Usbek ist ein Klugschwätzer, sucht gern nach Gründen, verteidigt die Ehescheidung, rühmt den Selbstmord, lobt die Stoiker; aber seine Liebeshändel regen ihn gar sehr auf, seine Eifersucht stimmt ihn melancholisch und die Übersättigung mit Luft macht ihn zu einem wütenden Hypochonder. Das wäre niemals einem die Herzenssachen sehr leicht nehmenden Gascogner eingefallen, der fröhlich ein Verhältnis anknüpfte, es ohne Bitterkeit und Groll löste und sich über alle seine Schmerzen mit einigen Seiten Plutarch oder Montaigne hinwegsetzte. Rica ähnelt mindestens ebenso sehr Montesquieu; aber in Wirklichkeit ist er nur ein andres Gesicht derselben Person. Diese beiden Perser sind Zwillings-

brüder. Usbek hält die Feder, wenn Montesquieu seinen Zeitgenossen eine Moralpredigt hält; Rica ergreift sie, wenn Montesquieu sich über sie lustig macht. Und wie fein ist sein Spott!

Seine Gallerie lächerlicher Charaktere gehört zu den berühmtesten Sammlungen der Gattung; da haben wir den „vornehmen Herrn", der seine Prise Tabak mit solchem Stolz nimmt, sich so unbarmherzig schnäuzt, mit solchem Phlegma spuckt, seinen Hund auf eine für die Menschen so beleidigende Art liebkost, daß man nicht müde wird, die Schilderung zu bewundern; ferner den Beichtvater, den Litteraturburschen, der lieber den Stock auf seinen Schultern fühlt, als an seinen Werken Kritik üben läßt; den „Schnellfertigen", der zu einer der lebendigsten Skizzen des Werkes das Motiv liefert:

„Ich befand mich eines Tages in einer Gesellschaft, in welcher ich einen mit sich selbst höchst zufriedenen Mann kennen lernte. In einer Viertelstunde entschied er drei Fragen aus dem Gebiete der Moral, vier historische Probleme und fünf Punkte aus der Physik. Ich habe niemals einen so allgemein gebildeten Schnellfertigen gesehen; sein Geist wurde niemals durch den geringsten Zweifel beunruhigt. Man ging von den Wissenschaften auf die letzten Neuigkeiten über: mit derselben Sicherheit gab er sein Urteil über die letzten Neuigkeiten ab. Ich wollte ihn fangen und sagte zu mir: Ich muß mich auf das Gebiet begeben, in dem ich zu Hause bin; ich will zu meinem Vaterland meine Zuflucht nehmen. Ich sprach also mit ihm von Persien; aber kaum hatte ich vier Worte gesprochen, als er mich zwei Mal Lügen strafte, wobei er sich auf die Autorität der Herren Tavernier und Chardin berief. Ach Du lieber Gott! sagte ich bei mir selbst, was ist denn das für ein Mann? Ich glaube gar, er will die Straßen von Ispahan besser kennen als ich! Mein Entschluß war bald gefaßt: ich schwieg, ließ ihn sprechen, und er urteilt und entscheidet ruhig weiter.

Die Perser Montesquieus sind streng gegen die Frauen, ich meine gegen die, mit welchen Montesquieu in der Gesell-

schaft, wo er sich amüsierte, verkehrte, und deren Schwächen zu beobachten er hinlänglich Gelegenheit hatte. Er klagt sie an, dem Spiele zu fröhnen, um dabei „eine zartere Leidenschaft zu fördern," wenn sie jung sind, und um die Leere dieser Leidenschaft auszufüllen, wenn sie fühlen, daß sie alt werden. An einer anderen Stelle sagt er unverhohlener: „Jeder bedient sich ihrer Reize und ihrer Leidenschaften, um sich vorwärts zu bringen." Er ist unversöhnlich gegen Männer, die auf diesem Wege emporkommen. Er brandmarkt diese Alkovenhelden, die Urbilder eines Lovelace und eines Valmont, welche mit ihrer Sittenlosigkeit Karriere machen und frech ihrer Verkommenheit sich rühmen: „Was sagst Du zu einem Lande, wo man solche Leute duldet, und wo man einen Menschen am Leben läßt, der ein solches Handwerk treibt? wo Untreue, Verrat, Entführung, Gemeinheit und Ungerechtigkeit zum Ansehen führen?" Hier spricht nicht mehr der frivole Salonheld, sondern der Edelmann und Parlamentspräsident; man denkt unwillkürlich an die Ansprache Don Luis an (Molières) Don Juan und an die würdevollen Ermahnungen des Vaters in (Corneilles) „Lügner."

Derselbe Geist, der mehr an Saint-Simon als an Voltaire erinnert, spricht aus der fortwährend über den König, den Hof und die Großen ausgeschütteten Satire. Montesquieu verachtet Ludwig XIV., welchen er in seiner Hinfälligkeit gesehen hat, wie er, aufgeblasen über seine Regierung, umschmeichelt von seinen Kreaturen, den Sultan der Türken um die Einfachheit seiner Verwaltung beneidet. Gerechtigkeit, Politik, Frömmigkeit sind, nach ihm, für Ludwig nur Sache der äußeren Form: er läßt ihm nur den äußeren Schein eines großen Königs. Ungerecht gegen den Herrn, ist er es nicht gegen den Diener. Ich finde in La Bruyère keine härtere Schilderung als die folgende:

„Der Stand der Lakaien ist in Frankreich achtbarer als

anderswo; er ist eine Pflanzstätte von großen Herren, er füllt die Leere der anderen Stände aus. Die, aus denen er besteht, nehmen den Platz der unglücklichen Großen, der zu Grunde gerichteten Beamten, der im Kriegssturm getöteten Edelleute ein; und wenn sie in eigener Person keinen Ersatz bieten können, helfen sie allen vornehmen Familien vermittelst ihrer Töchter wieder auf die Beine, welche eine Art Dünger sind, der bergige und dürre Ländereien wieder tragbar macht."

Montesquieu schildert uns den Monarchen als Despoten, die Minister als systemlos, die Regierung als unsicher und schwankend, die Parlamentsgerichte als dem Verfalle nahe, die Bande der Familie als gelockert; er weist auf den Untergang der Ordnung, den Neid auf die privilegierten Klassen, kurz auf alle Zeichen eines nahe bevorstehenden Zusammenbruches hin. Welch ein Kontrast zwischen Versailles, „wo jedermann klein ist," und Paris, „wo jedermann groß ist;" wo „Freiheit und Gleichheit, die Liebe zur Arbeit, die Sparsamkeit" herrschen; wo die „Leidenschaft, sich zu bereichern, von Stand zu Stand geht, von den Handwerkern bis zu den Großen!" Ohne Neid geht es bei diesem Wettstreit nicht ab; er ist nichts destoweniger ein Ferment der nationalen Betriebsamkeit.

„Selbst die niedrigsten Handwerker streiten über die Fürtrefflichkeit des von ihnen gewählten Berufes; jeder erhebt sich über den, welcher einem anderen Handwerk angehört, je nach der Idee, die er sich über den Vorzug des seinigen gemacht hat."

Und dies Paris ist nur das Abbild des Volkes. Man sieht in Frankreich nur „Arbeit und Gewerbefleiß".

„Wo ist denn, schreibt Usbeck an seinen Freund, jenes verweichlichte Volk, von dem Du so oft sprichst?"

Es sind Franzosen; zu gleicher Zeit streben sie nach Vermögen und begeistern sich für Gleichheit. Montesquieu bemerkt in ihnen nicht die Elemente einer Demokratie, welche

ſich im Schatten der Krone gebildet hat, und welche einen von dem der antiken Demokratieen ganz verſchiedenen Charakter aufweiſen ſollte. Er ſchwärmt ſein ganzes Leben hindurch für die römiſche Freiheit und die Lykurgiſche Bürgertugend. Des Kontraſtes halber und um die Satire zu ſchärfen, ſtellt er die Republik der Monarchie gegenüber; aber es iſt die Republik der Alten, eine andere kann er ſich nicht denken. Sobald er dieſes große Problem berührt, verliert er ſich in Träumereien; und durch das Phantaſiegemälde der „Perſiſchen Briefe“ hindurch kann man die wunderbaren Bande erkennen, welche dieſen Reformator der alten Regierungsform mit den Apoſteln der Revolution verknüpfen. „Die Monarchie, ſagt Usbek, iſt ein gewaltthätiger Zuſtand, der immer in Despotismus ausartet.“ — „Das Heiligtum der Ehre, des Ruhmes und der Tugend ſcheint errichtet in den Republiken und in den Ländern, wo man das Wort Vaterland ausſprechen kann.“

„Ich habe Dich oft ſagen hören, ſchrieb einer der Freunde Usbeks, daß die Menſchen geboren wären, um tugendhaft zu ſein, und daß die Gerechtigkeit eine Eigenſchaft iſt, die ihnen ebenſo eigentümlich iſt, als die Exiſtenz ſelbſt. Bitte erkläre mir, was Du damit ſagen willſt.“ Montesquieu erklärte es niemals recht deutlich. In der Behandlung dieſer Frage nach dem Urſprung und dem Urgrund des Rechtes zeigt er ſich immer verlegen, ausweichend und unbeſtimmt. In Ermangelung eines Beſſeren, fertigt er den Leſer mit einer Fabel ab, der Geſchichte von den Troglodyten, welche beweiſt, daß „man nur glücklich ſein kann, wenn man Tugend übt.“ Er erbaut ein Salentum, das aber von dem Salentum Fenelons weit verſchieden iſt. Dieſes war das Ideal der zukünftigen Regierung des Herzogs von Burgund unter dem Miniſterium Beauvillier. Die Troglodyten Montesquieus ſind die Vorläufer des Gemeinweſens Mablys und der Republik Rouſſeaus.

Zeigt sich Montesquieu in den „Persischen Briefen“ kritisch angelegt und paradox in der Politik, so ist er ganz Freigeist auf dem Gebiete der Religion. Er ist jung, voller Vertrauen auf sich selbst, auf seine Gesundheit, auf das Leben. Er ist absprechend, scharf und unerbittlich gegenüber den Kompromissen der Gesellschaft und den Bekehrungen in der letzten Stunde. Leicht ist seine Hand und sie scheint die Haut nur zu streifen, aber sie schneidet unbarmherzig. Die Briefe über die Änderungen im Weltall und über die Beweise des Islam enthalten im Keime die ganze Voltairische Polemik, nur daß ihm kräftigere Töne und mehr Logik zu Gebote stehen. Montesquieu spricht von der Kirche mit Ironie, von den Theologen mit Verachtung, von den Mönchen mit Geringschätzung; selbst die Missionäre finden keine Gnade vor seinen Augen.

Montesquieu hält es weder für den Staat noch für die Gesellschaft für gut, daß man neue Religionen verbreitet; aber er ist der Meinung, daß überall da, wo verschiedene vorhanden sind, man sie zwingen muß, in Frieden zu leben. Diese zweideutige und unvollkommene Toleranz ist weit von der Gewissensfreiheit entfernt; doch würden sich seine Zeitgenossen sehr gut damit abgefunden haben. Man muß es ihm zu großem Verdienst anrechnen, daß er sie in Vorschlag brachte, und es zeugt von großer Kühnheit, daß er sie öffentlich verfocht. Montesquieu verlangt danach mit dem Aufgebot seiner ganzen Beredsamkeit. Seine Briefe über die Autodafes, seine Ansichten über die Judenverfolgung, seine Anspielungen auf die Aufhebung des Ediktes von Nantes, gehören zu den herrlichsten Zierden seiner Schriften. Sie lassen schon den Verfasser des „Geistes der Gesetze“ ahnen, und immer deutlicher tritt derselbe hervor, in dem Maße, als der Briefwechsel zwischen den beiden Persern sich in die Länge zieht. Der Roman, der konventionelle Aufputz, der

orientalische Zierrat, der im Anfange vorherrschte, verschwinden nach und nach aus dem Werke. Die Darlegungen und Urteile des Historikers, die Ansichten des Moralisten ersetzen die abgerissenen Beobachtungen und die lästerlichen Anspielungen des Satirikers. Hier sieht man Montesquieu bei der Arbeit, hier erkennt man, wie ihm im Laufe seiner Lektüre die Gedanken zuströmten. Es scheint mir, daß die letzten Persischen Briefe uns die beste und vollständigste Vorstellung geben von den Notizen, die er sich machte, und die zum teil, wie man sagt, in La Brède aufbewahrt sind. Montesquieu hat in diesen Briefen ausgeführt, was ihm in den Sinn kam; man sieht, wie er sich des Gedankens bemächtigt und ihn weiter entwickelt. Er berührt nebenbei und im Vorübergehen die meisten der Probleme, mit denen er sich bald eingehender befassen sollte, und die er logisch zu ordnen sich bemühen wird.

Seine Gedanken über das Völkerrecht und die Eroberung, über den Fortschritt der Wissenschaften, über die Klassifikation der Regierungsformen, über den feudalen und germanischen Ursprung der Freiheit, treten hier und da zu Tage und offenbaren sich manchmal hinter dem leichten Gewebe dieser Briefe in ganzer Fülle und Wucht. Seine Urteile über die Zersetzung des türkischen Reiches und über den Verfall Spaniens, den er mit so scharfsichtigem Auge erkannte, sind oft angeführt worden. Ich kann nicht umhin, einige Zeilen aus dem Briefe über die Spanier mitzuteilen. Man wird daraus ersehen, warum Stendhal die Persischen Briefe bewunderte. Seine breite und scharfe Manier, den Stichel zu führen, steht einzig da, und seine Schüler in unserem Jahrhundert haben ihn sicherlich nicht erreicht.

„Niemals ist in dem Serail des Großherrn eine Sultanin so stolz auf ihre Schönheit gewesen, als der älteste und erbärmlichste Kerl auf die olivenfarbige Blässe seines Teints, wenn er in einer

mexikanischen Stadt mit gekreuzten Armen auf seiner Schwelle sitzt. Ein Mensch von solcher Bedeutung, ein so vollkommenes Geschöpf, würde um alle Schätze der Welt nicht arbeiten und würde sich nie dazu entschließen, die Ehre und Würde seiner Haut durch ein erbärmliches und mechanisches Handwerk zu kompromittieren.... Aber, obgleich diese unbesieglichen Feinde der Arbeit eine philosophische Ruhe zur Schau tragen, ihr Herz kennt dieselbe nicht; denn sie sind beständig verliebt. Ihnen macht es niemand in der Welt nach, vor Sehnsucht unter dem Fenster der Geliebten zu sterben; und ein Spanier ohne Schnupfen wird nimmer für artig gelten. Sie sind in erster Linie fromm und zweitens eifersüchtig... Sie sagen, daß die Sonne in ihrem Reiche auf- und untergeht, aber man muß auch gestehen, daß sie auf ihrer Bahn nur verödete Gegenden und zu Grunde gerichtete Ländereien antrifft."

Ich füge noch einen Charakterzug hinzu, der das Buch und den ganzen Mann treffend kennzeichnet: die vollkommene Mäßigung im Urteilen und die Weisheit, die er in der Formulierung seiner Wünsche bekundet. Die dem Gesetzgeber geziemende Behutsamkeit mäßigt bei Montesquieu beständig die Strenge der Meinungen und das Übermaß der Utopien. Dieser Geist diktiert Usbek jenen berühmten Satz: „Es ist bisweilen notwendig, gewisse Gesetze zu ändern. Aber der Fall ist selten; und wenn er eintritt, so darf man nur mit bebender Hand daran rühren." Und derselbe Geist läßt den Schriftsteller jene Grundsätze äußern, die auf das künftige Werk hinweisen und den Inhalt desselben in wenigen Zeilen zusammenfassen: „Ich habe oft darüber nachgedacht, welches die verstandesgemäßeste und vernünftigste Regierung ist. Und da hat mir am vollkommensten diejenige geschienen, welche die Menschen mit den einfachsten Mitteln möglichst nach ihrem Geschmack und ihrer Neigung lenkt." So ist in den Persischen Briefen die ganze Politik des Geistes der Gesetze enthalten; daß auch die ganze Philosophie desselben sich darin findet, zeigt folgender Satz: „die Natur handelt mit

Langsamkeit und so zu sagen mit Sparsamkeit; ihre Verrichtungen haben niemals etwas Gewaltthätiges, selbst in ihren Erzeugnissen beobachtet sie ein gewisses Maßhalten; ohne Regel und Maß thut sie nichts; treibt man sie zur Eile an, so gerät sie bald in Entkräftung."

III.

Die Gesellschaft. Der Tempel von Gnidos. Die Akademie. Die Reisen.

Die Persischen Briefe konnten nur anonym erscheinen, unter der Firma eines ausländischen Verlegers. Die Zensur drückte bei dergleichen Schlichen, die übrigens für niemand ein Geheimnis waren, ein Auge zu. In Rouen gedruckt, wie ihre berühmten Vorgängerinnen, die Briefe an einen Provinzialen, erhielten die Persischen Briefe auf dem Titelblatt den Namen eines Buchhändlers in Amsterdam. Montesquieu übte die Toleranz, welche er predigte, und flößte sie auch seiner Umgebung ein: als Sekretär hatte er einen Abbé Duval, dem es durchaus nicht an Verstand gebrach, und zum Freunde einen Oratorianer, den Pater Desmolets, der nichts von einem Inquisitor an sich hatte. Der Abbé Duval korrigierte die Druckbogen des Buches. Der Pater Desmolets riet Montesquieu ab, es zu veröffentlichen; aber da er ein Mann von Geist und ein guter Prophet war, so fügte er hinzu: „Das wird wie warme Semmeln weggehen.“ Und so geschah es in der That. Die Persischen Briefe enthielten, unter einer allen Geschmacksrichtungen zusagenden Form, die Gedanken, welche die Gemüter aller Zeitgenossen bewegten. Das Werk erschien 1721; in demselben Jahre wurden vier Auflagen nötig, und es erschienen vier Nachdrucke.

So groß das Aufsehen war, welches das Werk machte, es fehlte nicht an tadelnden Stimmen, und Neid und Eifer-

ſucht wurde rege. Der Name des Verfaſſers wurde ſchnell bekannt. Die Geſellſchaft, welche ſich über das Buch amüſierte, war zugleich aufgebracht darüber, daß einer der Ihrigen es verfaßt hatte. Es wäre die Sache eines Broſchürenſchreibers und nicht eines Parlamentspräſidenten, auf eine ſolche Weiſe den Staat, die Sitten und die Religion zu bekritteln. Federhelden ſchreiben ſolche Pamphlete, die gebildeten Leute amüſieren ſich darüber, die Polizei verurteilt ſie, der Verfaſſer marſchiert ins Gefängnis, und der Leſer iſt glücklich darob. Es ſind, ſagte d'Argenſon, „Gedanken, wie ſie ein Mann von Geiſt leicht haben kann, die ein kluger Mann aber ſich nie erlauben darf, drucken zu laſſen.“ — „In dieſer Beziehung muß man den menſchlichen Geiſt ſchonend behandeln“, ſchrieb Marivaux in ſeinem „Franzöſiſchen Zuſchauer“. Die Neider überboten noch die Kritiker. „Als ich mir einige Achtung ſeitens des Publikums erworben hatte,“ berichtet Montesquieu, „erkaltete die der Staatsbeamten; ich erfuhr Verdruß über Verdruß.“ Man fand, daß er zuviel Geiſt hatte; man ließ es ihn fühlen, indem man ihn nicht mehr als Mißvergnügten, als Frondeur behandelte, ſondern als Gottloſen, ja faſt als Aufwiegler. Er litt ſo ſehr darunter, daß er darauf verzichtete, ſich öffentlich als Verfaſſer des Werkes zu bekennen, das ſeinen Ruhm ausmachte. „Ich habe die Krankheit des Büchermachens,“ ſchrieb er, „und ſchäme mich der Bücher, wenn ich ſie gemacht habe.“

Das war der bittere Nachgeſchmack des Erfolges; doch die Befriedigung, die er empfand, und der Ruhm, den er erntete, tröſtete ihn bald darüber. Er kam nach Paris; er war dreiunddreißig Jahre alt und, wie er ſelbſt mitteilt, der Liebe noch zugänglich. Er wurde ein eifriges Mitglied jener galanten und gelehrten Geſellſchaft, die einen zauberhaften Glanz um ſich verbreitete, und dem Jahrhundert ſtets zur Zierde gereichen wird. Er wurde bekannt mit Maurepas,

dem Grafen Caylus, dem Chevalier d'Aydies, welchen er so hoch schätzte, und für den er folgenden Gedanken niedergeschrieben zu haben scheint: „Ich bin verliebt in die Freundschaft". Er war ein häufiger Gast bei Madame de Tencin, bei Madame de Lambert, bei Madame du Deffand; er fand Zutritt in Chantilly, bei dem Herzog von Bourbon. Er traf dort Madame de Prie, welche die Honneurs des herzoglichen Schlosses machte und seinen Besitzer erst gesellschaftlich zur Geltung brachte. Montesquieu wußte die Gunst dieser Favoritin zu gewinnen. Gern hätte er es gesehen, wenn die Schwester des Herzogs, Maria Anna von Bourbon, Mademoiselle de Clermont, ihn mehr ausgezeichnet hätte. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, von strahlender Schönheit, fröhlichen Gemütes und hielt auf Geistreichigkeit. Nattier hat sie als Najade in lebhaften Farben gemalt, und sie macht einen gewinnenden Eindruck. Man erzählt sich, daß Montesquieu von ihren Reizen geblendet worden sei, und daß er, um ihr den Hof zu machen, den „Tempel von Gnidos" verfaßt habe.

Es ist ein kleines Gedicht in Prosa, welches er aus dem Griechischen übersetzt haben will. „Nur die schön frisierten und schön gepuderten Köpfe können den vollen Wert des Tempels von Gnidos erkennen." Somit stellte er den gekünstelten Charakter und den Anachronismus des Werkes fest; er zählt es den niedlichen poetischen Kleinigkeiten bei, welche die Seichtheit seines Jahrhunderts der neugierigen Betrachtung des unsrigen vermacht hat. Freilich, von jenem Strauß mit wollüstigen Gerüchen, der das Entzücken Chantillys ausmachen mußte, bleibt heutzutage nur noch ein sehr feines Aroma übrig, wie es einem vertrockneten Riechkissen in einem Rokokokabinet entströmt. Léonard und Colardeau haben jene gekünstelten Artigkeiten in Verse gebracht; ihre galante Rhetorik ist, in ihrer Art, liebenswürdiger als diejenige Montesquieus, was eben kein Lob für das Werk ist.

Aber gerade dieſe Schwäche kennzeichnet die Überlegenheit Montesquieus. Für dieſes allegoriſche Geplauder iſt er zu bündig, zu beſtimmt, zu reich an Gedanken. Er verrät ſich nur auf Augenblicke, wenn er ſeine gepuderten und friſierten Leſerinnen vergißt: dann nimmt er ſeine Nachahmung ernſt, dann überſetzt er wirklich in ſeine ſchöne Proſa irgend ein Fragment eines antiken Gedichtes, das ihn begeiſtert hat, und deſſen Worte in ſeinem Gedächtnis wiederklingen. Dieſe große Vertrautheit mit den Alten, dieſer wunderbare Scharfblick, mit dem er ihr politiſches Genie erfaßt, läßt ihn von Zeit zu Zeit ihre Poeſie und ihre jugendliche Friſche in hellſtem Lichte erkennen. Das ſind Töne, wie ſie in dieſer Zeit einzig daſtehen: weder Léonard noch Colardeau hat ſie gekannt; ihr dünnes Klavicymbal hätte ſie nie in ſolcher Klarheit und Fülle wiedergeben können. Faſt ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe ſie ihr Echo in der Litteratur finden, dieſelbe erneuern und verjüngen.

„Manchmal ſagte ſie zu mir, indem ſie mich in ihre Arme ſchloß: Du biſt traurig. — Es iſt wahr, antwortete ich ihr; aber der Liebenden Traurigkeit iſt köſtlich; ich fühle meine Thränen fließen, und ich weiß nicht, warum, denn du liebſt mich; ich habe keinen Grund, mich zu beklagen, und ich beklage mich. Reiße mich nicht aus dem Sehnen, das mich erfüllt; laß mich beſeufzen mein Leid zugleich und meine Luſt. In der Liebestrunkenheit iſt meine Seele zu erregt; ſie wird hingeriſſen zu ihrem Glück, ohne dasſelbe zu genießen: während jetzt ſelbſt meine Traurigkeit mir zur Luſt wird. Trockne meine Thränen nicht; was liegt daran, daß ich weine, da ich glücklich bin?

Sollte man nicht glauben, eine Elegie von André Chénier vor ſich zu haben? Das Bacchantenfeſt des VI. Geſanges erinnert an die Entwürfe der unvollendeten Eklogen des Verfaſſers des „Bettlers.“ Chénier hatte aus denſelben Quellen geſchöpft, er hatte Montesquieu viel geleſen, und man merkt das an ſeiner Proſa. Hier, glaube ich, tritt das Bindeglied

zwischen dem größten Prosaiker des Jahrhunderts und seinem größten Dichter deutlich zu Tage. Montesquieu war nicht fähig, „einen Vers voll Thränen und Liebe zu seufzen“; aber er scheint wenigstens durch den Abglanz eines aus Hellas stammenden Strahles berührt worden zu sein. Es ist ein bahnbrechender Geist, und dieser Charakter, wohl der eigentümlichste an ihm, zeigt sich sogar in diesem Werkchen. Er schreibt es nur zum Vergnügen, ohne Anstrengung, man möchte sagen tändelnd, und doch sieht man darin einen Funken seines Genies leuchten. Zugleich sieht man auch das Kauderwälsch zu Tage treten und den theatralischen Trödel sich breit machen, welchen ungeschickte Nachahmer später für den Stil und das Kostüm des Altertums halten werden: „eine Freude und Unschuld,“ welche den Nymphen der Venus Gott weiß woher kommt, „ein Bürgerherz,“ das darin eine noch seltsamere Rolle spielt, und jene ziemlich schelmische Skizze der „Töchter des stolzen Lacedämon,“ welche durch einen satirischen Zeichner am Ende eines Festes unter dem Direktorium aufgenommen zu sein scheint.

Der „Tempel von Gnidos“ erschien in Paris im Jahre 1725 mit der königlichen Druckerlaubnis. Montesquieu hütete sich wohl, seinen Namen darauf zu setzen. Er hatte allen Grund, sich zu seiner Vorsicht Glück zu wünschen; der Abbé de Voisenon behauptet in der That, daß seine Nachdichtung „ihm zahlreiche Liebschaften einbrachte, nur mußte er sie geheim halten.“

Er faßte Mut und bewarb sich um einen Sitz in der französischen Akademie. Er hatte ja zwar erst jüngst diese erlauchte Gesellschaft verspottet; doch er gehörte zu den Kreisen, aus denen man die Mitglieder nahm: er wurde gewählt; aber er galt als der Verfasser der Persischen Briefe, und der König versagte der Wahl der Akademie seine Zustimmung, unter dem Vorwande, daß Montesquieu nicht in Paris wohne.

Letzterer kehrte nach Bordeaux zurück und ließ es sich angelegen sein, die unangenehmen Eindrücke von früher zu verwischen. Er las vor der Akademie dieser Stadt Fragmente einer stoischen Abhandlung *Über die Pflichten* und *Betrachtungen über Ansehen und Ruhm*. Er hielt eine *Rede über die Gründe, welche uns zu den Wissenschaften ermutigen müssen*, die reich ist an Stellen schöner Menschlichkeit. Darauf verkaufte er sein Amt als Parlamentspräsident und ließ sich in Paris nieder. In dieser Zeit entwarf er in Gedanken den Plan zu dem *Geist der Gesetze*. Die Weihe erhielt er vor der Schöpfung des Meisterwerks.

Im Jahre 1727 stellte er von neuem seine Kandidatur für einen Sitz in der Akademie auf. Der Kardinal Fleury hätte ihn gern wiederum zurückgewiesen; aber es gelang Montesquieu und seinen Freunden, die Bedenklichkeiten des Ministers zu beseitigen. Er wurde am 5. Januar 1728 gewählt und am 24. desselben Monats aufgenommen. Seine Rede gehört gerade nicht zu denen, von welchen man sagen kann, daß sie Anspruch auf Beachtung machen; höchstens kann man daran den knappen Ausdruck und einen schönen Passus über den Frieden und das Menschenblut loben, „jenes Blut, das stets die Erde besudelt." Montesquieu feierte, aus Schicklichkeit und um sich dem Gebrauche anzupassen, Richelieu, den er verabscheute, und Ludwig XIV., den er heruntergerissen hatte. Mallet, der ihn in einer Rede als neues Mitglied begrüßte, forderte ihn auf, seine Wahl dadurch zu rechtfertigen, daß er sobald als möglich „seine Werke dem Publikum zugänglich machte." Nicht ohne Bosheit fügte er hinzu: „das Publikum wird Ihnen zuvorkommen, wenn Sie ihm nicht zuvorkommen. Das Genie, welches es an Ihnen wahrnimmt, wird es dazu bestimmen, Ihnen die anonymen Werke zuzuschreiben, in denen es Phantasie, Leidenschaft, kühne Gedanken findet; und Ihrem Geiste huldigend wird es Sie als

Verfaſſer nennen, trotz aller Vorſichtsmaßregeln, die Sie ergreifen möchten.“ Mallet ſelbſt hatte nur eine Ode verfaßt, als er im Jahre 1715 den Sitz des Chevalier de Tourreil einnahm. Die Nachwelt würde von ihm wahrſcheinlich nichts wiſſen, wenn der Zufall nicht dieſem beſcheidenen Reimeſchmied die Gelegenheit geboten hätte, Montesquieu wegen der Unzulänglichkeit ſeiner Anſprüche auf die Würde eines Akademikers herunterzumachen.

Montesquieu war ſchwach genug, ſich deshalb beleidigt zu fühlen. Er erſchien ſelten in der Akademie; man behauptet, daß er ſich daſelbſt nicht behaglich fühlte: er ſah, daß man ihm nicht ſo entgegenkam, wie er es wünſchte. Er beſchloß nunmehr auf Reiſen zu gehen, um durch eigene Anſchauung die Einrichtungen und Sitten der Völker kennen zu lernen. Er begann mit Deutſchland und Öſterreich, in Geſellſchaft eines engliſchen Diplomaten, des Grafen von Waldegrave, eines Neffen des Marſchalls von Berwick. Montesquieu hatte den Marſchall in Bordeaux kennen gelernt und ſchätzte ihn ſehr hoch.

Er fand eine vortreffliche Aufnahme in Wien, wo er mit dem Prinzen Eugen bekannt wurde. Die angenehmen und ungezwungenen Sitten daſelbſt, das Vergnügen, das ihm die Beobachtung der Menſchen und Völker bereitete, der Glanz des Lebens am Hofe und der Reiz, in Staatsgeſchäften ein Wort mitzuſprechen, verführten ihn einen Augenblick. Er bat um die Vergünſtigung, der Geſandtſchaft beigegeben zu werden. Das Miniſterium in Verſailles hielt ihn aber deſſen nicht für würdig; das war hart, aber wir haben keinen Grund, uns darüber zu beklagen. Montesquien hätte ſein ſchönes Genie in jenem rückſichtsloſen Spiel der Politik vergeudet, wo die Menſchheit ſtets die Rolle des Strohmannes ſpielt. Die Welt würde dabei den Geiſt der Geſetze verloren haben, und es ſteht garnicht feſt, daß Frankreich dabei einen Diplomaten gewonnen haben würde.

Montesquieu hatte das Zeug zu einem politischen Beobachter, aber das reicht noch lange nicht hin, um einen Staatsmann zu machen. Es fehlte ihm die unaufhörliche Geschäftigkeit, das fortwährende Bedachtnehmen auf den äußeren Schein, der auf Macht gegründete Stolz, der nationale Egoismus, ohne die es keine staatlichen Unterhändler, noch weniger Minister giebt. Für dieses harte Gewerbe eines „Völkerverarbeiters“ besaß er zu viel menschliches Mitgefühl. „Wenn ich in den fremden Ländern reiste, habe ich sie geliebt, wie mein eigenes; ich habe Anteil genommen an ihrem Geschick und sehnlichst gewünscht, daß sie sich in blühendem Zustand befänden.“ Aus diesen Worten spricht der Geist eines Gesetzgebers, aber nimmermehr derjenige der Staatsmänner der Zeit: sie beobachteten die Fremden nur von der Höhe ihres Turmes, erspähten sie, wenn sie vorbeizogen, lockten sie in ihre Falle und brandschatzten sie, um sich die Taschen zu füllen. „Wenn ich etwas wüßte“, sagte er an einer anderen Stelle, „was meiner Familie nützlich wäre, aber meinem Vaterlande schädlich, so würde ich es zu vergessen suchen. Wenn ich etwas wüßte, was meinem Vaterlande nützlich wäre, aber Europa und dem Menschengeschlechte zum Schaden gereichte, so würde ich es als ein Verbrechen ansehen.“ Nun, so spricht der Antipode Macchiavellis, aber auch der Antipode der Diplomatie, wie man sie damals auffaßte, und wie man sie seitdem immer aufgefaßt hat. Der Mann, der so dachte, war nicht geeignet, die Menschen so zu behandeln, wie seine Zeitgenossen es thaten; er wäre einem Spieler wie Friedrich gegenüber ein armseliger Partner gewesen. Thatsache ist, daß, als er Deutschland bereiste, er die Schwächen desselben ins Auge faßte, an Heilung derselben dachte, für das Land den Wunsch hegte, es möchte seine Verfassung reformieren, seine Kräfte sammeln und einen starken Bund schließen; das wäre eine Vernichtung des westfälischen Friedens gewesen, der Ruin

der französischen Diplomatie. Die Beamten des Ministeriums des Äußern hätten wenig Geschmack an solchen Träumereien gefunden und würden Montesquieu in den Tempel von Gnidos zurückgeschickt haben. Wir müssen zugeben, daß diese Laufbahn für ihn nicht geeignet war; er hätte zu viel Gelegenheit gehabt, auf Kosten seines Landes genarrt zu werden, und zu wenig Aussicht, seine Talente im Dienste Frankreichs zu gebrauchen.

Er besuchte Ungarn, wo er das Lehnswesen und die Leibeigenschaft studieren konnte, er betrachtete von ferne, von jenseits der Grenze, die Republik Polen und unterrichtete sich über die Ursachen der Anarchie, die sie ihrem Untergange zuführte; dann ging er nach Italien, Venedig war die lustige Herberge von Europa und der Zufluchtsort gefallener Größen. Montesquieu, welcher sich dort weidlich vergnügte, traf daselbst Law, welcher Staatsökonomie im entgegengesetzten Sinne lehrte, Bonneval, der sich anschickte, die „Persischen Briefe“ praktisch und in natura zu erproben, und Lord Chesterfield, welcher zu dem französischen Reisenden große Freundschaft faßte. Er beobachtete die Aristokratie, den Rat der Zehn, die Sbirren und Staatsinquisitoren. Er sah sie wohl etwas zu genau an; er merkte, daß man ihn seinerseits mit derselben Aufmerksamkeit betrachtete; die Sache wurde ihm verdächtig, kopfüber verließ er Venedig und warf seine Notizen in das Meer. Italien entzückte ihn; es öffnete ihm die Augen über die schönen Künste. Er that sich etwas darauf zu gute, in seiner Freundschaft eklektisch zu sein: man sah ihn zu gleicher Zeit in demselben herzlichen Verkehr stehen mit dem Kardinal von Polignac, dem französischen Gesandten und Verfasser des „Anti-Lucrez“, dem kalvinistischen Pfarrer Jakob Vernet und mehreren italienischen Monsignori; auch war er seit langer Zeit sehr intim mit einem Piemontesen, dem Abbé Grafen von Guasco, der sich gerade nicht auf den

„ernsten Theologen“ hinausspielte, aber der mit Recht für den biedersten und artigsten Kirchenmann galt, den man finden konnte.

Das Ende des Jahres 1728 fand Montesquieu noch in Italien; die ersten Monate des Jahres 1729 verwandte er auf eine Reise durch die Schweiz, die Rheinlande und Holland, wo er mit Chesterfield wieder zusammentraf. Dieser Lord führte ihn mit sich nach England. Montesquieu blieb dort vom Monat Oktober 1729 bis zum August 1731. Er besuchte das Parlament und vertiefte sich in die Lektüre der politischen Schriften Lockes. So wurde ihm das Wesen der freien Verfassung klar, und er faßte den Plan, Europa mit derselben bekannt zu machen. Bis jetzt schienen kaum ein paar französische Flüchtlinge diese neue politische Welt geahnt zu haben. Rapin de Thoyras hatte 1717 und 1724 eine sehr scharfsinnige Beschreibung derselben gegeben. Montesquieu kannte sie, und so gut benutzte er sie, daß sie durch ihn bei der Nachwelt in Vergessenheit geriet. Er sah alles, und zwar mit jenem Blick des Gelehrten, der das Phänomen bis in das Detail durchdringt, der nach den Ursachen sucht und ihre Wirkungen genau verfolgt. Seine Notizen, die er sich nach dem Leben machte, sind Meisterwerke an Genauigkeit, Bündigkeit und Klarheit: La Rochefoucauld ins Politische umgesetzt.

Man schreibt Montesquieu folgenden Satz zu, der das Resultat seiner Wanderungen zusammenfaßt: „In Deutschland reist es sich gut, in Italien wohnt es sich gut, in England denkt es sich gut, in Frankreich lebt es sich gut.“ Er kehrte nach La Brède zurück nach einer Abwesenheit von mehr als drei Jahren, lebte seiner Familie, beschäftigte sich mit seinen Angelegenheiten, baute seine Weinberge, ließ seinen Stammbaum aufstellen und verwandelte seinen Park in einen englischen Garten. Seine Hauptbeschäftigung war von nun an die

Abfassung des Buches, welches er im Kopfe trug, und an welches er bei seiner Wanderung durch Europa fortwährend gedacht hatte. Er beabsichtigte eine Geschichte der Menschheit in ihren sozialen Beziehungen, die Geschichte des Menschen in der Politik und in den Gesetzen. Schon manches Bruchstück dazu hatte er entworfen: einen Essai über die Finanzen Spaniens, Betrachtungen über die allgemeine Monarchie in Europa, eine Geschichte Ludwigs XI. Nach dem, was von diesem Werk noch übrig ist, kann man davon sagen, was Montesquieu über Michel Angelo sagte: „Man findet Großartiges selbst in seinen Skizzen, wie in jenen Versen, welche Virgil nicht beendet hat."

Er war ganz erfüllt von dem Geiste Roms. „Die Trümmer eines so furchtbaren Kolosses" hatten durch ihren malerischen Anblick und ihren grabähnlichen Charakter einen tiefen Eindruck auf Montaigne gemacht; nicht so auf Montesquieu. Aus jenem wüsten Schutthaufen erwuchs in seiner Phantasie die Stadt wieder, und aus allen jenen zerstreuten Skelettteilen erstand in seinen Gedanken wieder ein großes einst verschwundenes Wesen. Mehr Historiker als Maler und mehr Philosoph als Erzähler, suchte er nach dem Geheimnis des Lebens und des Todes dieses mächtigen Organismus. Nach seinem Entwurf sollte diese Untersuchung wahrscheinlich nur einen Teil seines großen Werkes über die Gesetze ausmachen, gewissermaßen den Hauptbeweis, die große Episode desselben bilden. Die Episode drohte das Buch zu überwuchern. Er löste sie von demselben los, und mit Vorliebe feilte und glättete er daran. Er schrieb gern, er hatte das schönste Thema der Welt, und er stellte sich, um mit Florus zu reden, die Aufgabe, „gleichsam in einem verkleinerten Gemälde das umfassende Bild des römischen Volkes zu geben." So erschienen im Jahre 1734 die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der

Römer und einige Jahre ſpäter, 1745, das Geſpräch zwiſchen Sulla und Eukrates. Dieſes Geſpräch bildet einen bewunderungswürdigen Anhang zu den Betrachtungen, und man kann es nicht gut davon trennen.

IV.

Die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer. — Das Gespräch zwischen Sulla und Eukrates.

Was Montesquieu nach Rom zieht und was ihn hier fesselt, ist das Studium des vollkommensten politischen Phänomens, das die Geschichte zu beobachten gestattet. Wenn man mehrere Phänomene der Art in gleicher Weise beobachtete, so würde die Erklärung aller anderen nicht schwer fallen. Die Politik hat ihre Gesetze: die Erfahruug legt sie bloß und die Geschichte definiert sie. Die Geschichte ist eine Wissenschaft nur insofern, als sie die Phänomene sammelt, ordnet, vergleicht und ihre Beziehungen und ihre Verkettung näher bestimmt. „Da die Menschen, schreibt Montesquieu, zu allen Zeiten dieselben Leidenschaften gehabt haben, so sind wohl die Veranlassungen, welche große Umwälzungen hervorrufen, verschieden, aber die Ursachen sind immer dieselben.“ Die Untersuchung dieser Ursachen in der römischen Geschichte ist der Hauptgegenstand seines Buches.

Bei dieser Studie über Rom hatte er bedeutende Vorgänger gehabt. Polybius, den er genau studiert hatte, Tacitus, den er sich so zum Muster nahm, daß er ihm manchmal gleichkommt, Florus, sein Lehrer in der Rhetorik und sein Lieblingsschriftsteller, hatten den Verlauf und die Folge der römischen Geschehnisse dargelegt; aber der Gedanke an ein höheres

und allgemeines Gesetz war ihnen nicht gekommen. Macchiavelli bleibt in seiner Abhandlung über Titus Livius auf demselben Standpunkt stehen. Er ist ganz empirisch und läßt es sich weniger angelegen sein, die Ereignisse zu gruppieren, als die Lehre daraus zu ziehen. „Der Zufall, sagt er, regiert die Welt nicht in dem Maße, daß die Klugheit nicht auch ihren Anteil hat an allem, was vor unsern Augen vor sich geht.“ Durch geschickte Berechnung diesen Anteil zu verstärken und in dieser Kunst in der Schule der Alten sich zu bilden, das ist das Ziel, das ihm vorschwebt. Die Ursachen sind für ihn von geringer Bedeutung, die staatlichen Einrichtungen beschäftigen ihn nicht lange, der Unterschied der Zeitverhältnisse fällt ihm nicht ins Auge: er analysiert die Thatsachen und zieht daraus Rezepte für die Lenkung der Menschen. Die Geschichte ist für ihn nur jene große „politische Apotheke“, von der Mirabeau sprach, nachdem er lange das Buch „Vom Fürsten“ studiert hatte.

Macchiavelli war ein Staatsmann und hatte sich an Revolutionen beteiligt. Saint-Evremond hatte sie nur als neugieriger Beobachter und Abenteurer gestreift. In seinen Betrachtungen über die verschiedenen Charaktere des römischen Volkes beschäftigt er sich besonders mit den Menschen und ihren Geistesanlagen. Das Bindeglied ist seiner Beobachtung entgangen. Bossuet entdeckt es von vorneherein. Der majestätischen Logik seines Geistes war Rom wegen seines folgerichtigen Vorgehens, seiner unverwandt auf einen Punkt gerichteten Bestrebungen, des regelmäßigen, konsequenten Laufes seiner Geschichte ein willkommener Gegenstand der Betrachtung. Niemand ist Bossuet gleichgekommen in der Schilderung der römischen Größe: so gewaltig und erhaben wie der Stoff sind seine Worte. Wohl werden auch die Menschen und ihre Leidenschaften berücksichtigt; aber sie spielen ihre kleine Rolle nur so

zu sagen im Detail der Ereignisse, bilden nur das wechselvolle veränderliche Antlitz der Geschichte. Was er will, ist, daß sein Leser „den Faden aller Begebnisse“ in den Händen hat. Er zeigt, wie derselbe sich beständig inmitten der Menschen und der Dinge abrollt, aber die Menschen, die diesen Faden drehen und abwickeln, haben nicht die Leitung desselben. Er hat seinen Ausgangspunkt und seine Bewegung in Gott; von ihm kommt er, zu ihm kehrt er zurück. Welchen Einfluß auch Bossuet dem „besonderen Genius derer, welche die großen Bewegungen hervorgerufen haben“, zuschreibt, und obgleich der Geschichtschreiber in ihm beständig den Theologen zurückdrängt, so hat doch der Theologe das erste Wort und behält das letzte. Er bleibt immer der demütige Unterthan und Anbeter jener Vorsehung, deren Staatsrat zu sein, wie man geistreich gesagt hat, er sich rühmt. Gottes Wille, so schließt er, war es, daß „die menschlichen Dinge ihren bestimmten Verlauf und ihre bestimmten Verhältnisse hatten.“ Und dieser Verlauf und diese Verhältnisse haben nur ein Ziel, den Triumph der Kirche. Das sind „die geheimen Ratschlüsse Gottes über das römische Reich: ein Geheimnis, das der heilige Geist dem heiligen Johannes geoffenbart hat, und das dieser große Mann, Apostel, Evangelist und Prophet, in der Offenbarung dargelegt hat.“ Die Abhandlung über die Weltgeschichte ist schließlich eine fromme und feierliche Anwendung des Systems des Endzwecks auf die Geschichte.

Montesquieu spielte sich nicht auf den Theologen hinaus und wollte vom Endzweck nichts wissen. Wie Bossuet, gewährte er der Freiheit der Menschen, ihrer freien Wahl und dem Handeln der Individuen einen großen Anteil bei den geschichtlichen Begebnissen; er erkennt, wie Bossuet, daß es in der Politik geht „wie im Spiel, wo der Geschickteste schließlich den Sieg davonträgt;“ aber er ist der Meinung, daß das Spiel Regeln hat, einen Tisch, auf welchem es stattfindet,

Gegner, zwischen denen gespielt wird; die Geschicklichkeit selbst ihre Bedingungen, unter denen sie sich bethätigt, und nichts von alledem ist die Wirkung des Zufalls. Die Verkettung der Ursachen und Wirkungen bildet den Faden der Geschichte, die gegenseitige Anziehung der Gedanken und Menschen, die allgemeine Schwerkraft der Ereignisse regelt ihren Lauf.

„Nicht das Glück," sagt Montesquieu, „beherrscht die Welt: man frage die Römer danach, welche eine beständige Reihe von Glücksfällen aufzuweisen hatten, wenn sie sich nach dem einen Plan regierten, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, wenn sie sich nach einem andern richteten. Es giebt allgemeine Ursachen, sei es moralische, sei es physische, welche in jeder Monarchie thätig wirken, sie emporheben, hochhalten oder zu Boden stürzen; alle Geschehnisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn eine Schlacht, das heißt eine besondere Ursache, einen Staat vernichtet hat, so war eine allgemeine Ursache vorhanden, welche bewirkte, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht zu Grunde gehen sollte; kurz, der allgemeine Gang der Weltgeschichte hat alle besonderen Vorfälle im Gefolge."

Gerade wegen dieses vollständig wissenschaftlichen Gesichtspunktes zählt Montesquieu unter die großen Meister der modernen Geschichte. Die Vollkommenheit seines Stiles hat aus ihm einen klassischen Schriftsteller der französischen Litteratur gemacht. Nirgends zeigt sich sein Selbst so vollständig, d. h. nirgends ist er so von Grund aus Lateiner und nirgends so aufrichtig Franzose gewesen, als in den Betrachtungen. Man hat an diesem Buche die lebhafte und nervige Schreibweise, die Kraft und Größe des Ausdrucks, den weiten Blick in der Disposition seines Themas, die prächtige, knappe Bildersprache in der Ausführung gelobt; jene Bündigkeit, die an Sallust und Tacitus erinnert; jene Kunst, „den Ausdrücken frisches Leben zu verleihen und ihnen ihre ganze ursprüngliche Kraft wiederzugeben," sie so zu sagen in vollem Laufe zu packen, sie mit ihrer anfänglichen Bedeutung in den Satz zu

ſchleudern, ihre Wirkung zu verdoppeln, dadurch daß unerwartet auf große Dinge das einfache, volkstümliche, unbekannte, gewiſſermaßen durch den Gebrauch und den Roſt der Zeit angefreſſene Wort angewendet wird.

Im Ganzen genommen haben ſich die Urteile Montesquieus als richtig bewährt, ebenſo wie die Methode ſeines Buches und ſein Stil. Wollte man einen fortlaufenden Kommentar mit Berückſichtigung des jetzigen Standes der Wiſſenſchaft zu den Betrachtungen ſchreiben, ſo würden die Anmerkungen den Text erdrücken. Ebenſo wäre es mit den Epochen der Natur, wenn man das Buch auf dem Niveau der Wiſſenſchaft von Cuvier bis Darwin halten wollte. Aber zu welchem Zweck? Man leſe die modernen Geſchichtſchreiber Roms; man verſteht ſie nie ſo gut als nach der Lektüre Montesquieus; man verſteht niemals ſo gut Montesquieu, als wenn man ſie geleſen hat. Man könnte ſein Buch einem antiken Tempel vergleichen, deſſen Schwelle zum Teil verfallen iſt. Die Scheidewände ſind zuſammengeſtürzt, das Innere iſt allen Winden preisgegeben; aber die Marmorſäulen ringsum ſtehen aufrecht, die Kapitäle haben nicht gelitten, der Giebel iſt unverletzt, der Fries heil, und aus der gehörigen Entfernung betrachtet, bewahrt das Gebäude alle die gewaltigen Linien ſeiner Architektur. Wollte man nach den Modellen und Bruchſtücken in den Muſeen die Wiederherſtellung desſelben verſuchen, ſo würde man ſich der Gefahr ausſetzen, das Bauwerk zu erſchüttern, ohne in etwas ſeine Schönheit zu vermehren.

Montesquieu kümmerte ſich nicht um die Kritik der Quellen. Unbekannt war ihm die Archäologie, welche geſtattet Stein für Stein das wieder aufzubauen, was die Legende entſtellt und was die Kritik zerſtört hat. Er nimmt die Erzählungen des Titus Livius über die erſten Zeiten Roms für wahr hin. Und merkwürdig! er, der ſo gern über klimatiſche Verhältniſſe

sprach, scheint sich um das Klima Roms nicht gekümmert zu haben, ebenso wenig, wie um den Charakter der Menschen, welche die Stadt gegründet haben. Michelet, und nach ihm Duruy und Mommsen, haben dem Boden und der Rasse ihre Beachtung geschenkt und wichtige Schlüsse daraus gezogen. Fustel de Coulange hat die geheime Beziehung dargelegt, welche zwischen der Geschichte der Stadt und derjenigen der Religion bestand. Zu Montesquieus Zeit achtete man auf dergleichen fast gar nicht, und er hatte nicht Lust, die Dinge einer genaueren Betrachtung zu unterziehen als seine Zeitgenossen. Die sozialen Fragen und das, was man die Volkswirtschaft Roms nennen kann, bleiben in der ersten Periode der Republik gleichfalls seinem Blick verborgen. Das wesentliche Element der Induktion fehlte ihm: er hatte niemals Umwälzungen der Art beobachtet. Was die Geschichte Englands und besonders die Cromwells ihn gelehrt hat, das benutzt er ausgiebig; aber in England selbst ist ihm die fanatische und im modernen Sinne des Wortes revolutionäre Seite nicht aufgefallen. Er macht immer nur bei den politischen Konjunkturen Halt. Sie liefern ihm beachtenswerte philosophische Gedanken, z. B. folgende: „Kein Staat bedroht so sehr die anderen mit einer Eroberung als derjenige, welcher von den Schrecknissen des Bürgerkrieges heimgesucht wird.... England ist nie so geachtet gewesen als unter Cromwell."

Erst vom 5. Kapitel ab beherrscht Montesquieu sein Thema wirklich; er giebt darin ein meisterhaftes Bild der Welt zur Zeit der römischen Eroberung. Im folgenden Kapitel untersucht er, wie die Römer diese Eroberung zu stande brachten. Das sind die klassischen Seiten des Buches, die Analyse des römischen Genies und der Ursachen der Größe Roms: die Anhänglichkeit jedes Bürgers an die Stadt; die Liebe aller Bürger zum Vaterland; ihr beständig auf den Krieg ge-

richteter Sinn; ihre Manneszucht; die Einrichtung ihrer Verwaltung, welche die Macht während des Krieges konzentrierte, und welche zuließ, daß während des Friedens jeder Mißbrauch der Macht gesühnt werden konnte; die immer das richtige Maß beobachtende Konsequenz in der Ausführung ihrer Pläne; das Talent der Römer, ihre Feinde zu entzweien; ihre Geschicklichkeit, alle nützlichen Erfindungen der anderen Völker sich anzueignen; ihre im Altertum einzig dastehende Kunst, die unterworfenen Völker mit sich zu verschmelzen und die eroberten Länder auszubeuten; ihre wunderbare Standhaftigkeit im Unglück; die Entschlossenheit ihres Senates; jenes glückliche Zusammentreffen der Umstände, jener „Gang der Geschichte", welcher bewirkte, daß alles ihnen zum Besten ausschlug, selbst ihre Fehler, weil sie fähig waren, sie einzusehen und sie wieder gut zu machen; die beständige Anwendung jener beiden Grundsätze, denen alles untergeordnet war: das Heil des Staates im Innern, die Eroberung nach Außen; mit einem Worte, überall und immer, die Staatsraison. Welch wunderbares Schauspiel der menschlichen Dinge! Und hat wohl jemand ein großartigeres Bild derselben entworfen, als Montesquieu?

Darin ist er bewunderungswürdig; vielleicht bewundert er zu sehr jenes schreckliche Spiel der von kalter Vernunft geleiteten Gewalt, jene Staatstugenden, welche „der Welt so verhängnisvoll werden sollten." Der Philosoph tritt zu sehr in den Hintergrund vor dem Beobachter. In dem Geist der Gesetze wird Montesquieu bald zeigen, wie die Eroberung endgiltig und unwiderstehlich sanktioniert wird; hier beschreibt er nur, wie sie in die Erscheinung tritt, und zeigt ihren unversöhnlichen und barbarischen Charakter.

„Da sie nie aufrichtig Frieden schlossen, und da in ihrem Streben nach Alleinbesitz ihre Verträge eigentlich nur Waffenstillstände waren, so pflegten sie dabei Bedingungen zu stellen,

welche immer den Grund zum Ruin des Staates legten, der sie annahm... Manchmal schlossen sie unter vernünftigen Bedingungen mit einem Fürsten Frieden; und wenn er dieselben erfüllt hatte, fügten sie andere hinzu und zwar solche, daß er gezwungen war, den Krieg von neuem zu beginnen.... Roms Reichtum wuchs beständig, und jeder Krieg setzte es in Stand einen neuen zu unternehmen. Sie waren die Herren Afrikas, Asiens und Griechenlands, fast ohne daselbst eigene Städte zu besitzen. Es schien, daß sie nur eroberten, um schenken zu können; aber sie blieben so sehr die Herren, daß, wenn sie irgend einen Fürsten bekriegten, sie ihn so zu sagen mit dem Gewicht des ganzen Weltalls zu Boden drückten."

Montesquieu begnügt sich nicht, das Genie Roms zu analysieren, er zeigt es uns in voller Thätigkeit. Indem er die Römer studierte, hat er ihre tiefen und verhaltenen Leidenschaften nachempfunden; er hat dem Wunsche, sie zu malen, nicht widerstehen können und so das Gespräch zwischen Sulla und Eukrates verfaßt. Man hat darin eine beabsichtigte, wenn auch paradoxe und ironische, Apologie der Staatsraison und der Verwegenheit im Verbrechen entdecken wollen. Viel richtiger ist es, darin ganz einfach den Geniestreich eines großen Historikers zu erblicken, der einen Augenblick dichterische Regungen verspürt und seine Personen auf die Bühne versetzt. Montesquieu läßt sie nach seinem Geschmack und im Geiste seines Jahrhunderts auftreten. Mommsen hätte, wenn ihn die poetische Begeisterung so erfaßt hätte, ohne Zweifel dabei Shakespeare nachzustreben sich bemüht; sein Sulla „mit leidenschaftlichem Temperament, mit der weißen Gesichtsfarbe, in die bei der geringsten Bewegung das Blut schoß, mit den blauen und durchdringenden Augen, mit den schönen Zügen, edelmütig, ironisch, geistreich, hin- und herschwankend zwischen dem leidenschaftlichen Rausche der That oder den sanften Regungen des Erwachens", ist eine Art romantischer Held. Der Sulla Montesquieus ist ganz französisch, dem klassischen Zeitalter angehörig; er ist mit Machiavelli

genährt und spricht wie jene furchtbaren Abenteuerjäger, welche dem Don Juan Molières als Originale gedient haben.

„Eukrates, wenn nicht die Augen der ganzen Welt auf mich gerichtet sind, so tragen die Schuld daran die menschlichen Verhältnisse, welche ihre Grenzen haben, und nicht ich.... Ich bin nicht dazu geschaffen, ruhig ein Volk von Sklaven zu regieren. Siege davontragen, Staaten stürzen oder gründen, das ist meine Lust.... Ich habe es nie darauf abgesehen, der Sklave oder Abgott von Meinesgleichen zu sein; und jene so gefeierte Liebe ist eine zu gewöhnliche Leidenschaft, als daß sie sich mit der Größe meiner Seele vertrüge. Ich lasse mich einzig und allein durch meinen Verstand führen, und besonders durch die Verachtung, die ich gegen alle Menschen empfinde."

Und wie er, trotz seines Stolzes, der Menschen überdrüssig ist, ohne doch innere Befriedigung zu empfinden! Prächtig hatte Corneille dem furchtbaren Ekel, welchen eine unumschränkte Macht hinterläßt, Ausdruck geliehen:

Der Ehrgeiz wird zum Abscheu, wenn er befriedigt ist...
Ich strebte nach der Herrschaft, und habe sie erlangt,
Doch als ich danach strebte, war sie mir unbekannt.

„Und ich, sagt noch bitterer und herber der Sulla Montesquieus, und ich, Eukrates, war niemals so unzufrieden, als da, wo ich mich als unumschränkten Herrn von Rom sah, als ich um mich blickte und weder Nebenbuhler noch Feinde fand. Ich glaubte, man würde eines Tages sagen, daß ich nur Sklaven gezüchtigt habe." Die Langeweile, welche er empfindet, flößt ihm den überraschendsten seiner Entschlüsse ein: er legt die Diktatur nieder zu einer Zeit, wo man glaubt, daß die Diktatur sein einziges Asyl sei. Alle Römer schweigen vor ihm, und er steht da einsam, ungeduldig, unbefriedigt, wie ehedem. Er schließt mit folgenden Worten: „Ich habe die Menschen in Staunen versetzt, und das ist viel." Das

reicht wohl hin, um Opfer in den Staub sinken zu lassen, aber es reicht nicht hin, um einen Menschen glücklich zu machen.

Montesquieu hätte Sulla in Cäsar wiederfinden und weiter verfolgen können. Er scheint nicht daran gedacht zu haben. Seitdem wir Danton und Robespierre kennen, sind die Gracchen für uns wieder auferstanden, und bei allen Revolutionen Roms schweben uns ihre Gestalten vor; seit Bonaparte ist Cäsar der Mittelpunkt der römischen Geschichte. Die große Revolution der modernen Welt hat alle Gesichtspunkte geändert, selbst die, von welchen aus man die alte Welt zu betrachten pflegte. Montesquieu, welcher das Genie Alexanders und das Karls des Großen so vortrefflich erkannt und beurteilt hat, scheint gewillt, dasjenige Cäsars herabzusetzen. Anstatt Cäsar eine Rolle für sich in der römischen Welt spielen zu lassen, möchte er ihn in die Menge zurückschleudern und mit gewöhnlichem Maße messen. Er scheint sich zu sagen, wie der Cassius Shakespeares:

„Was ist an Cäsar? Klingt etwa sein Name besser als der deinige? ... Womit nährte er sich denn, um so groß zu werden?" Montesquieu erkennt Cäsars Bedeutung als Feldherr und Staatsmann an, der, in welcher Republik er auch geboren wurde, sie beherrscht haben würde. Aber er will in ihm nur ein Werkzeug der Vorsehung sehen, einen jener Menschen, deren sie sich bedient, um unvermeidliche Ereignisse herbeizuführen die aber nicht die großen Wandlungen von Reichen entscheiden und den Lauf der Geschichte nicht ändern. „Wenn Cäsar und Pompejus wie Cato gedacht hätten, so würden andere wie Cäsar und Pompejus gedacht haben, und die dem Untergang geweihte Republik würde durch eine andere Hand in den Abgrund gestürzt worden sein."

Die Namen Cäsar und Pompejus kommen so immer zusammen vor; Montesquieu machte keinen großen Unterschied zwischen den beiden Persönlichkeiten. Er teilt in dieser Hin-

ſicht eine Art hiſtoriſchen Vorurteils, das auch Corneille den klaren Blick benahm, und deſſen Einfluß Boſſuet ſich nicht entziehen konnte. „Pompejus hatte, ſagt er, einen ruhigeren und milderen Ehrgeiz als Cäſar .... Er trachtete nach der Diktatur, aber nur durch die Wahl des Volkes; er konnte es nicht über ſich gewinnen, die Macht unrechtmäßig an ſich zu reißen, aber er wünſchte, daß man ſie ihm in die Hand gab.“ Ganz das Bild Moreaus in ſeiner Rivalität mit Bonaparte.

Montesquieu lobt Brutus und geht ſogar ſo weit, daß er in dem politiſchen Mord eine Art zwar verbrecheriſchen, aber notwendigen Mittels gegen den Staatsſtreich findet. Er verurteilt die Kaiſerherrſchaft, und zeigt, daß ſie doch kommen mußte. Er beurteilt Auguſtus und ſeine Regierung wie ein Senator, der fortwährend das Lob der alten Republik ſingt und doch dabei zugiebt, daß ſie ſich nicht mehr halten konnte. Hier iſt der beredteſte Abſchnitt der „Betrachtungen“ zu finden.

Der Verfall zeigt ſich in Rom in jeder Beziehung. Die Ordnung iſt weiter nichts als eine „andauernde Knechtſchaft“, dazu beſtimmt, „den Segen der Regierung eines Einzigen recht fühlbar zu machen.“ Die Tyrannei ſchmeichelt ſich ein unter der Maske der Freiheit; ja der Begriff der Freiheit wird ſophiſtiſch verdreht und gefälſcht. Was einſt Roms Stärke ausgemacht hatte, wurde jetzt Anlaß zu ſeinem Sturz.

Die Römer haben zu viel gekämpft, zu viel erobert. „Unaufhörlich in Thätigkeit und gewaltſamer Anſtrengung, nutzten ſie ſich ab, wie eine Waffe, deren man ſich fortwährend bedient.“ Die bürgerlichen Kämpfe, die den Geiſt des Volkes rege erhielten, ſind in Parteiungen ausgeartet, die ſeinen Charakter entſittlicht haben. Der Reichtum hat die Moral des Privatlebens verdorben. Die Tyrannei erhebt ihr Haupt über dieſe heruntergekommenen Seelen, welche dann die Knechtſchaft vollſtändig in den Staub tritt. Rom, welches

im Herzen abstirbt, zeigt sich gelähmt an den Gliedern. Es hat sich zu weit hin ausgedehnt.

Die besiegten Völker empören sich gegen die an den Grenzen zerstreuten Heere, und die sich zusammenschließenden Heere fluten über den Staat, in den sie Feinden gleich einfallen. In dem Augenblick, wo sie sich der Regierung der Stadt bemächtigen, hören sie auf, Bürger-Heere zu sein. Die Triebfeder des Krieges verliert ihre Kraft durch den Krieg selbst. Rom hatte sich dadurch gekräftigt, daß es die unterworfenen Völker seinem Reiche assimilierte; es löst sich nun in seine Eroberungen auf. Es versucht sich zu sammeln und sich auf sich selbst zu besinnen, aber jenes Gewicht des Weltalls, mit dem es seine Feinde einst hernieder drückte, zerschmettert es seinerseits. Man sieht das Reich unaufhörlich zusammenschrumpfen und Italien wieder die Grenze werden.

Montesquieu hatte die Rolle, welche die ursprüngliche Religion in der Anfangsgeschichte Roms spielte, nicht erkannt, auch in dem letzten Teile seines Werkes hebt er nicht genügend den Einfluß des Christentums hervor. Er ist ganz in die Bewunderung der Antonine versunken; die Umwälzung, welche die alte Welt umgestalten sollte, erweckt nicht seine Aufmerksamkeit. Im Gegenteil, je weiter er fortschreitet in dem Bilde, welches er uns von dem Reiche entwirft, desto mehr Platz nehmen die volkswirtschaftlichen Fragen in seinem Buche ein. Er fußt dabei auf den Digesten, und aus diesem Werke hat er, mit seinem klaren Verständnis der Gesetze des Kaiserlichen Roms, sich ein Bild des Lebens der römischen Gesellschaft abgeleitet. Seine Ansichten über die Umwälzung im Handel, über die Münzkrisen, über den Mißbrauch der Steuern, über den daraus folgenden Niedergang der Ländereien, über den Ruin der Provinzialverwaltungen, sind vollständig neu und sind zu dauernder Geltung in der Geschichtswissenschaft gelangt.

Die Kapitel über Byzanz sind weiter nichts als ein summarischer Überblick; aber welches Genie spricht daraus und zu was für einem Meisterwerk enthalten sie den Keim! Um den Wert und die Originalität derselben zu würdigen, muß man sie mit den entsprechenden Kapiteln des Essai über die Sitten vergleichen. Das dünne Gewebe Voltaires läßt so recht erkennen, mit was für kräftigem Faden Montesquieu arbeitete. Es ist wohl nicht zu verwundern, daß sich auch Anspielungen auf die theologischen Streitigkeiten des 18. Jahrhunderts vorfinden, wenn man die Ironie erwägt, mit welcher Montesquieu von der byzantinischen Kirche und ihren Streitigkeiten spricht. Justinian, der Einheit des Gesetzes, Einheit der Regierung und Einheit des Glaubens erstrebte, erinnert in mehr als einer Beziehung an Ludwig XIV. „Er glaubte die Zahl der Gläubigen vermehrt zu haben; er hatte nur die Zahl der Menschen vermindert.“ Offenkundiger ist der Vergleich zwischen den Kämpfen der Muselmanen mit den Griechen und dem der Anhänger Cromwells mit den Irländern. In Bezug auf die letzten Zeiten skizziert Montesquieu nur seine Gedanken und zeigt schließlich, wie die Türken aus den Ursachen des Verfalls des byzantinischen Reiches Nutzen ziehen, aber auch die Erbschaft desselben antreten in dem Augenblicke, wo sie die Hauptstadt dieses Reiches erobern.

So kommt er zu den neueren Zeiten, die ihn den ganzen Rest seines Lebens beschäftigen sollten.

V.

Plan und Abfassung des „Geistes der Gesetze".

Montesquieu war ungefähr vierzig Jahre alt, als er sein großes Werk vornahm. Die Materialien dazu sammelte er schon seit langer Zeit. „Ich kann sagen, daß ich mein ganzes Leben daran gearbeitet habe, schreibt er. Als ich die Schule verließ, gab man mir juristische Bücher in die Hand: ich suchte nach dem Geist derselben." Dieses Wort, welches er in den Titel seines Werkes setzen sollte, gehörte ihm nicht zu eigen. Domat hatte in seiner Abhandlung über die Gesetze ein Kapitel der Natur und dem Geiste der Gesetze gewidmet; aber er verstand darunter den eigentlichen und tiefen Sinn der Gesetzgebung, „jenen Geist, der in den natürlichen Gesetzen die Billigkeit ist, und in den gegebenen die Absicht des Gesetzgebers". Diesen Geist der Gesetze brauchte Montesquieu nicht sehr weit zu suchen, und Domat würde ihm denselben ganz direkt geliefert haben; aber er wünschte noch anderes zu ermitteln, die Daseinsberechtigung des Gesetzes und seiner Wirksamkeit.

Wenn das Problem so gestellt wurde, hörte es auf, juristisch zu sein, und wurde historisch. Es genügte nicht mehr, sein Gewissen zu prüfen, seinen Verstand zu befragen und die Texte auszulegen: jetzt galt es, in die Geschichte hinabzusteigen und der Zivilisation eines ihrer Geheimnisse, ihr großes Staatsgeheimnis abzufragen.

Es dauerte lange, ehe Montesquieu zu einem festen Plan kam. „Ich behielt mein Thema im Auge, ohne einen Plan

zu entwerfen; ich kannte weder die Regeln noch die Ausnahmen.“ Man lese das Kapitel Über die Gewohnheit in Montaigne nach, und man wird sich eine Vorstellung von den Notizen machen, die Montesquieu eifrigst gesammelt und in seinen Schubläden aufgespeichert hatte. Montaigne hat die seinen aufs Geradewohl ausgeschüttet, er hat sie in den Wind geschleudert und sich ein boshaftes Vergnügen daraus gemacht, sie in dieser Unordnung, die ihm Endzweck der Natur scheint, drucken zu lassen. Er triumphiert über dieses Durcheinander von Menschen, von Dingen, von Ländern, von Regierungen, von Anekdoten, von Legenden, von Witzworten und schönen Maximen. Es macht ihm keine Mühe, aus diesem menschlichen Wirrwar Dinge hervorzuziehen, die den Menschen herabwürdigen und sein Tugendgewand in Fetzen zerfallen lassen. Da ist nicht eine Zeile in dem Kapitel, die nicht die Schwäche unseres Verstandes und den kläglichen Widerspruch in unseren Urteilen bloßlegte. Dieses seltsamen Rüstzeuges, das Montaigne zusammengetragen hat, um den Menschen zu beunruhigen und in ihm die Grundlage jeglicher Gewißheit zu erschüttern, bemächtigt sich Pascal, um die Menschheit zum Glauben zurückzuführen; in einer unvergleichlichen demonstratio ad absurdum drückt er den menschlichen Geist in den Staub, um ihm seine Ohnmacht vor Gott zu Gemüte zu führen. Montesquieu begnügt sich nicht mit dem weitschweifigen und von einem zum andern springenden Verstande Montaignes; er fügt sich nicht dem niedergeschmetterten und ohnmächtigen Verstande Pascals. Er braucht eine Erklärung, und zwar will er eine menschliche.

„Ich habe zunächst die Menschen geprüft und bin zu der Überzeugung gekommen, daß bei dieser unendlichen Verschiedenheit von Gesetzen und Sitten sie nicht einzig und allein durch ihre Launen geführt wurden.“ Wenn er nach dieser sie leitenden Idee sucht, so handelt er nicht aus Neugier, sondern

als Gesetzgeber und Freund der Menschheit. Montesquieu trennt die beiden Punkte nicht gehörig. Er hält die Menschen für „Schurken im Kleinen und für ehrliche Leute im Großen.“ Nach seiner Meinung geht es im Leben so zu, wie im Theater: man applaudiert nur den schönen Handlungen und ist einer Meinung nur über die guten Lehren. Er will im Interesse aller arbeiten: um „die Menschen zu unterweisen.“ Er will in jeden Staat eindringen, sich zum Bürger desselben machen, um jede Nation über den Ursprung ihrer Sitten und Grundsätze aufzuklären; um jedem Menschen eine größere Liebe zum Vaterlande und zu seiner Regierung einzuflößen; um die Völker zu lehren, wie die Staaten ins Wanken geraten, und wie sie behütet und bewahrt werden. Er schreibt für den Menschen, den er sich nach seinem eigenen Bilde vorstellt, für den „politischen Ehrenmann“, wie er ihn nennt, und ist der Meinung, daß „das Politisch-Gute wie das Moralisch-Gute zwischen zwei Grenzen liegt.“

In dem Geschicke Frankreichs spiegelt sich für Montesquieus Auge das Geschick der Menschheit wieder. Er sieht, wie es sich zum Despotismus neigt, und er fürchtet, der Despotismus möchte es zur Anarchie führen, d. h. zu der furchtbarsten Form des Verfalls. Er will seine Landsleute warnen, in ihnen die Liebe zur Freiheit wieder erwecken, sie wieder zu wahren, sich ihrer Rechte bewußten Bürgern machen. Bossuet zieht, nachdem er die Pläne Gottes betreffs der Welt dargelegt hat, aus diesen Plänen selbst die Lehre, welche der christlichen Monarchie als Grundlage und dem Allerchristlichen Könige als Lektion dienen soll. Montesquieu zeigt, wie ein großes Staatswesen sich organisiert, wächst, gedeiht, verfällt und zu Grunde geht, und will daraus eine Lehre für alle menschlichen Gesetzgebungen ziehen. Ihm schwebt vor ein Buch erhabener Wissenschaft und Grundsätze, welches sich zu den Betrachtungen über die Römer verhalten soll, wie

die Politik abgeleitet aus der Heiligen Schrift zu der Abhandlung über die Weltgeschichte. Wohl das edelste Unternehmen, an das sich ein Gesetzgeber wagen kann, aber auch das kühnste und schwierigste. Als Montesquieu es ausgeführt hatte, konnte er stolz seinem Werke das Motto vorsetzen: Prolem sine matre creatam.

An Stoff fehlt es wahrlich nicht; er ist sogar gewaltig groß, und eben deshalb entgleitet er den Händen, die ihn bearbeiten wollen; nein, das Werkzeug fehlt, der Sieb und die Wage, um die Elemente zu sammeln, zu sichten, zu wiegen. Montesquieu hält sich nicht lange damit auf, diese Elemente an sich zu prüfen und ihren Ursprung zu untersuchen. „Er spricht nicht von den Ursachen und er vergleicht nicht die Ursachen, sagt er später von sich selbst; aber er spricht von den Wirkungen und er vergleicht die Wirkungen." Die religiöse Grundlage, welche Domat seiner Abhandlung über die Gesetze gegeben hat, verhüllt dem Auge Montesquieus, wie tief und festgegründet des Verfassers Lehre ist. Domat mißt seine Beobachtungen mit dem Maßstab seines Glaubens; es genügte, einige Ausdrücke zu ändern, und dieses Buch würde sich aus seinem theologischen Schleier als rein menschlich herausschälen. Ebenso wenig wie von dem Mystizismus Domats, will Montesquieu etwas von dem Materialismus Hobbes' wissen. Er läßt eine „ewige Gerechtigkeit" zu, die mit menschlichem Übereinkommen nichts zu thun hat. „Bevor es fertige Gesetze gab, waren Äußerungen der Gerechtigkeit in den wechselseitigen Beziehungen wohl schon möglich. Wollte man sagen, daß nur das gerecht oder ungerecht wäre, was die positiven Gesetze befehlen oder verbieten, so könnte man auch behaupten, daß alle Radien nicht gleich wären, bevor man den Kreis gezogen hat."

Die Entwickelungsgeschichte des Menschen fehlte Montesquieu bei seinen Studien über den Ursprung der Gesellschaft

ebenso, wie ihm die Archäologie bei seinen Studien über den Ursprung Roms gefehlt hatte. Wenn er doch hätte Buffon lesen können! Die Siebente Epoche der Natur würde ihm sehr einfach die primitive Menschheit und die Entstehung der Sitten erklärt haben.

„Die ersten Menschen, die Zeugen der noch recht häufigen Zuckungen der Erde; die als Zufluchtsort gegen die Überschwemmungen nur die Berge hatten und oft genug aus eben diesem Asyl durch das Feuer der Vulkane vertrieben wurden; die bebten auf einer Erde, die unter ihren Füßen bebte; die, bloß an Geist und Körper, den Unbilden aller Elemente ausgesetzt waren, oder der Wut der wilden Tiere zum Opfer fielen, denen zur Beute zu fallen sie nicht vermeiden konnten; alle in gleicher Weise durchzuckt von der gemeinsamen Empfindung eines verhängnisvollen Schreckens, alle in gleicher Weise durch die Not bedrängt, sie mußten doch gar schnell darauf bedacht sein, sich zusammenzuschließen, zunächst um sich durch ihre Zahl zu verteidigen, sodann um sich gegenseitig zu helfen und gemeinsam darauf hinzuarbeiten, sich einen Wohnort und Waffen zu bereiten."

Montesquieu ahnt dies alles nur; da es ihm an bestimmten Kenntnissen fehlt, läßt er seiner Phantasie freien Lauf. Er gefällt sich darin, einen Naturzustand vorauszusetzen, wo furchtsame, schwache und verliebte Wilde eine Art tierischen Glückes genossen. Der Friede wurde, nach ihm, das erste Gesetz der Menschen; der Krieg wurde das zweite, und er begann, sobald sich die Menschen in Gesellschaften gruppiert hatten: diese Gesellschaften fingen an, um ihre Existenz zu kämpfen; wie wenn der gesellschaftliche Instinkt, der die Menschen treibt, Ihresgleichen zu lieben und sich mit ihnen zu vereinigen, nicht ebenso ursprünglich in ihnen vorhanden war, als der selbstsüchtige Instinkt, der sie treibt sich zu streiten und sich zu hassen. Hinsichtlich dieser wichtigen Frage findet sich Montesquieu nicht zurecht, und seine Darlegungen sind verwirrt. Einige Zeilen in einem Persischen

Brief sind vielleicht noch das Klarste, was er darüber gesagt hat. „So oft ich von dem Staatsrecht habe sprechen hören, hat man zunächst sorgfältig Untersuchungen darüber angestellt, welches der Ursprung der Gesellschaften wäre; das scheint mir lächerlich. Wenn die Menschen keine bildeten, wenn sie einander verließen und vor einander flöhen, so müßte man nach dem Grunde forschen und untersuchen, warum sie sich getrennt hielten; aber sie sind ja von Geburt an eng an einander geknüpft: ein Sohn wird bei seinem Vater geboren und klammert sich an ihn; da haben wir die Gesellschaft und den Grund der Gesellschaft."

Indessen, da er doch durchaus eine Meinung aufstellen und eine Formel annehmen muß, verschanzt er sich hinter die unbestimmteste und allgemeinste von allen. „Die Gesetze, im weitesten Sinne, sind die notwendigen Beziehungen, welche aus der Natur der Dinge entstehen." Dieser Sinn ist in der That sehr weit, so weit, daß er sich der Prüfung entzieht und sich in das Unendliche verflüchtigt. Es ist eine algebraische Formel, die sich auf jede Wirklichkeit anwenden läßt und doch keine genau ausdrückt. Sie ist unumstößlich wahr in Bezug auf die Gesetze der mathematischen Wissenschaften und die Gesetze der physischen Natur; sie läßt sich aber nur aus großer Entfernung, und ziemlich unbestimmt, auf die politischen und bürgerlichen Gesetze anwenden: um ihr bis dahin zu folgen, muß man eben den Sinn des Wortes Gesetz durch alle seine Umformungen und Abstufungen hindurch verfolgen. Montesquieu macht vor dieser Schwierigkeit nicht Halt: er stellt seine Formel auf, überspringt alle Zwischengedanken und kommt zu der Gesetzgebung im eigentlichen Sinne, die sein Thema ist.

Hierbei sind die Thatsachen seine Lehrmeister; aber zu gleicher Zeit erdrücken und ersticken sie ihn. Man sieht, wie er sich bei der Arbeit quält, sich verirrt, abgemattet auf den

Weg zurückkommt, Atem schöpft, wieder aufbricht und von neuem sich verirrt. „Gar oftmals habe ich dieses Werk begonnen und gar oftmals wieder liegen lassen; tausend Mal habe ich die schon geschriebenen Blätter bei Seite geworfen . . . ich fand die Wahrheit nur, um sie zu verlieren . . .“ Endlich erschien ihm der Polarstern; er fand seinen Weg und brauchte nun nur dem Lichte nachzugehen.

Gegen 1729 muß man diese entscheidende Epoche in der Laufbahn Montesquieus setzen. Er entdeckte damals, was er bezeichnet hat mit „der Majestät seines Gegenstandes“, und er war der Überzeugung, daß, wenn er sich auf dieser Höhe zu halten wüßte, er, wie er sich ausdrückt, „die Gesetze gewissermaßen aus ihrer Quelle fließen“ sehen würde. „Als ich meine allgemeinen Grundsätze entdeckt hatte, ist alles, was ich suchte, mir gekommen . . . Ich habe die allgemeinen Grundsätze aufgestellt und habe die Sonderfälle wie von selbst sich ihnen anschmiegen sehen.“ Verweilen wir nunmehr bei diesen Grundsätzen, sie geben den Schlüssel zu dem Werke.

„Mehrere Dinge herrschen über die Menschen: das Klima, die Religion, die Grundsätze der Verwaltung, die aus der Vergangenheit abgeleiteten Beispiele, die Sitten und Gebräuche; als Ergebnis davon bildet sich ein allgemeiner Geist.“ Diese Elemente, welche jede menschliche Gesellschaft bilden, dieser allgemeine Geist, der sie belebt, stehen in solidarischem Zusammenhang. Wir haben hier nicht eine zufällige Verbindung lebloser Materialen, sondern einen lebenden Organismus. Die Gesetze sind sozusagen die Nerven dieses sozialen Körpers; sie müssen sich der Natur der von ihnen belebten Organe und der Funktion dieser Organe anpassen. Sie hängen von gewissen Elementen ab, welche der Mensch nicht ändern kann, und von anderen Elementen, welche er nur mit großer Anstrengung und sehr langsam ändert.

„Sie müssen im Verhältnis stehen zu der physikalischen Eigen-

schaft des Landes, zum kalten, heißen oder gemäßigten Klima; zur Beschaffenheit, Lage und Ausdehnung des Bodens; zur Lebensart der Völker; . . . sie müssen Bezug nehmen auf den Grad der Freiheit, den die Konstitution ertragen kann; auf die Religion der Einwohner, auf ihre Neigungen, ihre Reichtümer, ihre Zahl, ihren Handel, ihre Sitten und Gewohnheiten. Endlich haben sie Beziehungen unter einander, Beziehungen zu ihrem Ursprung, zu dem Plan des Gesetzgebers, zu der Ordnung der Dinge, auf denen sie entstanden sind. Aus allen diesen Gesichtspunkten muß man sie betrachten. Das beabsichtige ich in diesem Werke zu thun. Ich werde alle diese Beziehungen prüfen: sie bilden alle zusammen das, was man den Geist der Gesetze nennt."

Das Staatswesen, derartig ins Auge gefaßt, erscheint Montesquieu gewissermaßen wie die Seele selbst der menschlichen Gesellschaften. Wenn es kräftig und gesund ist, so gedeiht die Gesellschaft; ist es schwach und angekränkelt, so löst die Gesellschaft sich auf. Von der Kenntnis, die man von demselben hat, von der Kunst, mit welcher man es begründet oder stützt, hängen die Reformen ab, welche die Gesellschaften verjüngen, und die Revolutionen, welche sie zu Grunde richten. Es giebt übrigens keine Art von Staatswesen, das an und für sich den andern überlegen ist. Es giebt Existenzbedingungen, Sitten des Staats- und Privatlebens, einen Nationalgeist, denen jedes Staatswesen untergeordnet ist. Das beste und angemessenste für jedes Volk ist dasjenige, welches am besten dem Charakter und den Überlieferungen des Volkes sich anpaßt, für welches es geschaffen wird.

Von diesem Gesichtspunkt aus prüft Montesquieu die verschiedenen Arten von Regierungen. Er unterscheidet bei jeder die Natur und das Prinzip; die Natur der Regierung bedingt ihr Wesen, ihr Prinzip bedingt ihre Handlungsweise, die Natur einer Regierung definieren heißt den inneren Bau derselben bestimmen; ihr Prinzip definieren heißt die Sitten

und die Leidenschaften der Menschen analysieren, welche sie in den Händen haben.

Nach ihrer Natur teilt Montesquieu die Regierungen ein in republikanische, monarchische und despotische. Wenn das Volk in seiner Gesamtheit oder ein Teil des Volkes die Oberherrschaft hat, so liegt die Demokratie oder Aristokratie vor; wenn die Macht von einem einzigen ausgeübt wird, so hat man die Monarchie; wird sie willkürlich ausgeübt, einzig und allein nach der Laune des Herrschers, so hat man den Despotismus. Diese Einteilung ist angefochten worden. Montesquieu verwechselt die Konstitution des Staates, welche autokratisch, oligarchisch, aristokratisch oder demokratisch sein kann, mit der Regierung des Staates, die notgedrungen monarchisch oder republikanisch ist. Die Grundtypen der Konstitution und der Regierung verbinden sich mit einander und bringen die gemischten Systeme hervor. Aber wir haben hier nicht auf diese Unterschiede einzugehen. Für Montesquieu sind sie weiter nichts als ein Rahmen; wesentlich ist, zu sehen, wie er sein Gemälde darin angelegt hat.

Da bemerkt man nun zwei Hauptgruppen: die Gesetze, welche aus der Natur der Regierung hervorgehen — die politischen Gesetze; diejenigen, welche aus dem Prinzip der Regierung hervorgehen — besonders die bürgerlichen und sozialen Gesetze. Montesquieu zeigt die Ursachen der Dauer und des Verfalls beider. „Der Verfall jeder Regierung, sagt er, beginnt fast immer mit dem der Prinzipien.“ Hinsichtlich dieses Themas giebt Montesquieu seinem Geiste den höchsten Flug, wir erhalten wirklich die Quintessenz seines Gedankens, den erhabenen und wohlthätigen Rat, den er in seinem Werke erteilt. „Alles, was wir Rechtlichkeit und Billigkeit nennen, hat Pascal gesagt, nachdem er Montaigne gelesen, beruht auf der Gewohnheit, einzig und allein deshalb, weil sie angenommen und genehmigt ist; das ist der geheimnisvolle

Grund ihrer Macht. Wer sie zu ihrem Prinzip zurückführt, vernichtet sie.“ Das Gesetz entstammt der Natur der Dinge, antwortet Montesquieu; seine Daseinsberechtigung ist der Grund seiner Macht. Wer es auf sein Prinzip zurückführt, befestigt es. Montesquieu hat hier tiefer und richtiger geschaut.

Das Studium der Regierungsarten füllt die ersten acht Bücher des Geistes der Gesetze. Montesquieu geht von jenen grundlegenden Gesetzen über zu den untergeordneten und betrachtet sie der Reihe nach je nach ihren Beziehungen zu der Verteidigung des Staates, zur politischen Freiheit der Bürger, den Steuern, dem Klima, dem Erdboden, den Sitten, den Gewohnheiten, der bürgerlichen Freiheit, der Bevölkerung und der Religion. Dies ist der Inhalt der Bücher IX—XXVI. Die Bücher XXVII—XXXI, so bedeutsam sie auch an sich sind, enthalten nur als Nachtrag eine Abhandlung über die römischen Gesetze, betreffend die Erbfolge, und eine unvollendete Geschichte der Feudalgesetze in Frankreich. Eigentlich also schließt das Werk mit Buch XXVI ab. Der wundervoll und mit kräftiger Hand durchgeführte Zusammenhang, der ihm einen majestätischen Charakter verleiht, herrscht vollständig nur in dem ersten Teile. Im Verlaufe der folgenden Bücher lockert sich die Kette, und die Abschweifungen werden häufig.

Denn so umfassend Montesquieus Geist war, er konnte doch den furchtbaren Haufen Notizen, die er sich während einer dreißigjährigen Lektüre gesammelt hatte, nicht bewältigen. So breit auch der Rahmen war, das Bild ragte darüber hinaus: die Leinwand guckt an den Seiten hervor und schlägt hier und da Falten. Montesquieu hatte es wohl gefühlt. So lange er an den ersten Büchern arbeitete, war er ganz von freudigem Eifer erfüllt. „Mein großes Werk schreitet mit Riesenschritten vorwärts,“ schrieb er 1744 an den Abbé de Guasco. Das war noch die Zeit, wo alles, was er suchte, ihm zuflog. Aber nach und nach häuften sich die Thatsachen;

er wendet Gewalt an. „Alles paßt sich meinen Regeln an," schreibt er gegen das Ende; aber er sieht nicht mehr, wie ehedem, „die besonderen Fälle wie von selbst sich ihnen anschmiegen." Während er die Bausteine seines Werkes früher mit Leichtigkeit in- und aneinander fügte, stellt er sie jetzt mühsam neben einander, häuft sie auf, quält sich ab, wird matt und mutlos. „Mein Leben schreitet vor und das Werk geht zurück wegen seiner Unermeßlichkeit," schreibt er 1745, und 1747: „Meine Arbeit wird schwerfällig . . ." — „Ich bin von Müdigkeit überwältigt." Die letzten Bücher, die über das Lehnswesen, bringen ihn der Erschöpfung nahe: „Die paar Seiten wird man in drei Stunden durchlesen: aber ich versichere Ihnen, daß sie mich soviel Arbeit gekostet haben, daß meine Haare davon weiß geworden sind." — „Das Werk hat mich fast getötet," schließt er, nachdem er die letzten Bogen korrigiert hatte; „jetzt will ich mich ausruhen, ich werde nicht mehr arbeiten."

Er fürchtet, daß diese Ermüdung des Autors der Vollkommenheit seines Werkes schaden möchte. An den Anfang des zweiten Bandes und vor das Buch XX stellte er eine Anrufung der Musen, in der diese Empfindung in einigen jener wundervollen Sätze sich wiederspiegelt, welche, antik in der Form und jugendfrisch im Gedanken, einen Vorgeschmack der Prosa André Chéniers geben. „Ihr Jungfrauen vom Berge Pieros, hört ihr den Namen, den ich euch gebe? Begeistert mich! Ich laufe eine lange Bahn; Traurigkeit und Verdruß drücken mich nieder. O begabt meinen Geist mit jenem Frohsinn und jener Zuversicht, die ich ehedem fühlte und die fern von mir fliehen . . . Wenn ihr nicht die Härte meiner Mühen mildern wollt, so verbergt die Mühe selbst vor den Augen meiner Leser; macht, daß sie sich unterrichten, ohne daß ich zu lehren scheine; gebt, daß mein ernstes Sinnen mit dem Mantel des Gefühls und der Empfindung sich umhülle . . . Wenn die Gewässer der Quelle aus dem Felsen

sprudeln, den ihr liebt, so steigen sie nicht in die Luft, um wieder herniederzufallen; sie fließen zur Wiese hinab . . ."

Der Künstler ist in Montesquieu ebenso anspruchsvoll als der Denker. Die litterarische Ausführung des Werkes macht ihm ebenso viel Sorge, als die Untersuchung der Prinzipien und die Methode. Er will, daß in seinem Buche eine vollkommene Logik herrsche, aber eine Logik, die sich einschmeichelt, nicht sich gebietend aufdrängt; daß es eine unaufhörliche Mannigfaltigkeit in den Wendungen biete, um den Leser die Einförmigkeit des Weges und die Schwere des Gepäcks vergessen zu lassen. Es kommt ihm mehr darauf an, „zum Denken, als zum Lesen anzuregen." Er will den Leser immer etwas erraten lassen: so fesselt er ihn an sein Werk und schmeichelt seinem Scharfblick. „Wir erinnern uns, sagt er irgendwo, dessen, was wir gesehen haben, und beginnen uns vorzustellen, was wir sehen werden; unsere Seele beglückwünscht sich zu ihrem Weitblick und ihrer Scharfsichtigkeit." Er ist ein Meister, und zwar ein unvergleichlicher Meister, in der Kunst, Alleen zu ziehen, Avenuen auszuhauen, Buschwerk und Bänke anzubringen, mit einem Male prächtige Aussichtspunkte zu entdecken, wenn der Weg flach und bequem ist, und sie aufzuheben und ahnen zu lassen, wenn es mühsam bergan geht. Ganz vortrefflich kennt er die Leute der feinen Welt, für welche er schreibt, ihre ungeduldige Neugier, die Flüchtigkeit und Zusammenhanglosigkeit ihrer Lektüre, ihre Angst vor Anstrengung, ihren Wunsch, zum Ende zu kommen, ihre Hast, zu Neuem zu flattern, und ihre ewig wechselnden und unruhigen Gedanken. Daher die vielen Ein- und Abschnitte des Buches; jene Kapitel, welche in zehn Zeilen ein großes Problem aufstellen; jene vielfachen Titel und Nebentitel, ein beständiges memento für das flüchtige Gedächtnis, eine Anregung für abgestumpfte Neugier, eine fortwährende Erinnerung für gedankenlose Köpfe. Er unter-

bricht ſich, wendet ſich an ſeinen Leſer, entſchuldigt ſich ſozuſagen, daß er ihn ſo lange aufhält, und bittet ihn ergebenſt, ihm noch einmal zu folgen: „Ich muß nach rechts und links abſchweifen, muß durchdringen und mir Luft machen.... Ich möchte auf einem ruhigen Schiffe dahingleiten, und werde von der Strömung fortgeriſſen.“

Montesquieu war zerſtreut; er hatte ſchlechte Augen und war kurzatmig. Er pflegte zu diktieren und plauderte beim Diktieren. Sein Stil entſprach ganz ſeiner Schriftſtellernatur. „Ich ſehe Leute, ſagte er, die über die Abſchweifungen außer ſich geraten; wer aber ſolche Abſchweifungen zu machen verſteht, gleicht meiner Meinung nach einem Manne mit langen Armen: er reicht weiter.“ Montesquieu geht in ihrer Anwendung oft zu weit; aber man darf die Kunſt und den Wert derſelben nicht verkennen. Man vergleiche den Geiſt der Geſetze mit der Demokratie in Amerika: wir haben da den gleichen inneren Aufbau, dieſelbe Hoheit des Gedankens, die gleiche Weite des Blickes. Woher kommt nun jene herbe, doktrinäre Färbung, jene Art janſeniſtiſcher Melancholie, welche über dem ganzen Tocquevilleſchen Werk ausgebreitet liegt, im Vergleich zu dem ungezwungenen Tone, der lachenden und freundlichen Miene, welche dem Montesquieuſchen ſo viel Anmut verleiht? Daher, daß Tocqueville ein Normanne iſt, Sprößling eines Landes mit bewölktem, nebligen Himmel, deſſen feuchte Thäler ſich auf ein unaufhörlich bewegtes Meer eröffnen; er iſt der Mann, der unverrückten Blickes auf ſeine Aufgabe losgeht; der ſeinen Geiſt ebenſo wenig mit mannigfaltiger Lektüre zerſplittert hat, als er ſein Leben mit Vergnügungen vergeudete; es fehlt ihm jener „vagabondierende“ Wiſſensdrang, die Luſt an der nebenher aufgeleſenen Anekdote, die in unerwarteten Geiſtesblitzen ſich Luft machende Regſamkeit, mit einem Wort: Eſprit und lebensfriſche Farbe; er iſt nicht von der Raſſe Montaignes.

Das zerſchnittene, man könnte faſt ſagen, zerhackte Ausſehen der Bücher und Kapitel Montesquieus findet ſich faſt auch in ſeinem Ausdruck wieder. Er iſt lebendig, oft zu kurz. Montesquieu liebt es, einen Pfeil zu verſenden, aber der Atem geht ihm dabei bald aus; je häufiger die Pfeile, deſto häufiger die Pauſen. Buffon, der eine breite Bruſt und eine kräftige Lunge hatte; der ſich nicht dazu entſchließen konnte, in ſeine Paragraphen Punkte zu ſetzen und ſeine Sätze zu zerſchneiden; der alles in gewaltigen Bewegungen, epochenweiſe, in einem Ebben und Fluten, majeſtätiſch wie das des Meeres, ſah — Buffon hat Montesquieu dieſes fortwährende Zerſtückeln des Gedankens und des Stiles zum Vorwurf gemacht. „Das Buch," ſagt er in ſeiner berühmten Rede in der Akademie, „erſcheint deshalb wohl für das Auge klarer, aber die Abſicht, der Plan des Verfaſſers bleibt dunkel." Die Kritik iſt übertrieben. Nicht Dunkelheit ſollte man an Montesquieu tadeln, ſondern vielmehr an gewiſſen Punkten eine außerordentliche Konzentration des Lichtes und ein fortwährendes Spiel der Sammellinſen. Madame du Deffand und Voltaire haben ihm den Vorwurf gemacht, daß er zu viel Geiſt in ſein Buch geſteckt habe, jene, um ein Bonmot zu machen, dieſer aus Schriftſtellerneid. Allerdings, er hat mehr Geiſt als alle Schriftſteller, welche vor ihm über das Staatsrecht geſchrieben haben, und mehr als die meiſten derer, welche nach ihm darüber geſchrieben haben. Brauchte er eine Entſchuldigung, ſo müßte die Nachwelt eben mit dieſer vorlieb nehmen.

Geben wir es jedoch offen zu: ſteckt unendlich viel Kunſt, eine auserleſene Kunſt in dem Geiſt der Geſetze, ſo doch auch Gekünſteltes. Montesquieu glaubte ſich dazu genötigt, um die Zenſur einzulullen, die Sorbonne auf falſche Fährte zu bringen und es durchzuſetzen, daß ſein Buch in Frankreich die Runde machte, ohne daß ſeine perſönliche Ruhe dadurch

gestört wurde. Es widerstrebte ihm, dazu gezwungen zu sein, seinen Namen nicht auf sein Werk zu setzen, wie es bei den Persischen Briefen geschehen war. Es lag ihm daran, öffentlich die Ehre dafür einzuziehen: hatte er doch als Moralist, nicht mehr als Satiriker geschrieben. Auf die Zügellosigkeit und Unehrerbietigkeit seiner Jugend war der respektvolle Ton eines Mannes gefolgt, der das Leben ernst nimmt und sich die Aufgabe stellt, die Menschheit zu belehren. Nicht als ob ihm nicht ein Stich ins Leichtfertige geblieben wäre. Hin und wieder machen sich lockere Ansichten bemerkbar, besonders in den Abschweifungen und wenn der Plan des Buches den Verfasser nach den Ländern des Orients führt und auf die Sitten der Vielweiberei. Es sind weiter nichts als Episoden, und wenn er noch mit einigem Wohlgefallen dabei verweilt, so verweilt er doch nicht mehr lange dabei. Aber ist auch der gottlose Sinn geschwunden, die ausschließliche, reine Verehrung ist noch nicht gekommen. Montesquieu spricht von den Religionen mit Ernst, wie von allen menschlichen Einrichtungen. In seinen Betrachtungen über die Römer hatte er sozusagen die Vorsehung aus der Geschichte ausgemerzt; er entfernt die Religion nicht aus der Gesellschaft, aber er weist ihr ihren Platz an unter den verschiedenen Elementen des Lebens der Staaten, hinter dem Heere, hinter der politischen Verfassung, hinter dem Klima, hinter der Bodenbeschaffenheit, hinter den Sitten, zwischen dem Handel, der Bevölkerung und der Polizeiverwaltung. Die Geschichte freilich verlangt ein anderes Verhältnis, die Gesellschaft ein gerechteres Maß, die Kirche nun gar andere Grundsätze; aber das ist so recht der Geist des Buches, und dieser Geist läuft dem der Orthodoxie schnurstracks zuwider. Montesquieu wußte es wohl; aber Rom und die Sorbonne hatten ihm nichts zu sagen, und er ließ sich deswegen keine grauen Haare wachsen.

Nunmehr aber ging er darauf aus, nirgends anzustoßen und Vorsicht walten zu lassen. Welches Verfahren er einschlagen sollte, darüber war ihm keine Wahl gelassen; er machte es so, wie Montaigne vor ihm und Buffon nach ihm: er säte hier und da in sein Buch Sätze, welche einen Vorbehalt, eine kluge Reserve und ein annehmbares Glaubensbekenntnis aussprachen. Sie hoben sich recht keck von dem Grunde der Abhandlung ab; aber für sich betrachtet, losgelöst und auszugsweise hingestellt, mußten sie jeglichen Verdacht über die Glaubensmeinung des Verfassers verbannen. Montaigne hatte bei diesem litterarischen Schlich eine ironische und skeptische Gutmütigkeit walten lassen. Buffon bewegt sich dabei mit einem Hochmut und einer Ungezwungenheit, die einfache Gemüter außer Fassung bringen mußte. Montesquieu, der weder die Gleichgültigkeit Montaignes noch die Kühnheit Buffons besaß, verfuhr mit einer Art kindischer Furchtsamkeit, aus welcher man das Konventionelle, die Übertreibung nur zu deutlich heraushörte. Er konnte niemand damit täuschen, und niemand ließ sich dadurch täuschen. Er weise, so versicherte er, der „wahren Religion" eine Sonderstellung vor allen anderen an; dabei stellt er sie aber so zu sagen nur in Parenthese, und im ganzen Verlauf des Buches spricht er von ihr, wie von den anderen, d. h. in dem laienhaften, durchaus nicht kirchlichen Tone eines Gesetzgebers. Er gab zu, daß es mehr oder weniger gute Religionen gäbe, und daß die vollkommenste, die „geoffenbarte Religion" . . . . „die, welche im Himmel wurzelt", daß selbst diese mehr oder weniger glückliche Erfolge aufzuweisen hätte, je nach den Ländern, in denen man sie verbreitete, und den Menschen, die sich zu ihr bekannten. „Wenn Montezuma so sehr bei seiner Behauptung beharrte, daß die Religion der Spanier für ihr Land gut wäre, und die Mejicos für das seinige, so sagte er keine Thorheit". Aber Montezuma sprach eine Ketzerei aus, und wenn man

ihm auch seine Unwissenheit nachsehen mußte, Montesquieu mußte es wissen.

Er hoffte jedoch, daß die Zensur sich mit diesen eingeschalteten Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit begnügen würde. Hinsichtlich der Politik, meinte er, würde sie sich anspruchsvoller zeigen. Er unterdrückte ein Kapitel über die Geheimbriefe als zu verdächtig. Er verschleierte vorsichtig die Bemerkungen, welche für aufrührerisch gelten konnten, und die Vergleiche, die einen bornierten Patriotismus kränken konnten. Das ist vielleicht einer der Gründe, welche ihn dazu brachten, in einer ganz allgemeinen, so zu sagen ganz kosmopolitischen Form, ohne technische Ausdrücke und ohne Eigennamen, die doch sehr lokale Erscheinung der englischen Verfassung zu beschreiben. Er scheint das Resultat zahlreicher Beobachtungen, welche er über verschiedene Länder gemacht hat, zusammenzufassen und eine ganze Reihe analoger Einrichtungen auf einen gemeinsamen Typus zurückzuführen: diese an sich willkürliche Verallgemeinerung ist oft als ein Akt der Klugheit angesehen worden. Anderweitig bedient er sich zu diesem Zweck der Anspielung. Das Kapitel mit dem Titel: Verhängnisvolle Folge des Luxus in China ist ganz einfach ein „chinesischer Brief": es wird darin nur von den Franzosen gesprochen.

Es giebt kein schlagenderes Beispiel dieser rednerischen Vorsichtsmaßregeln, als das Kapitel — übrigens eines der tiefsinnigsten des Buches — in welchem Montesquieu auseinandersetzt: Wie die Gesetze dazu beitragen können, die Sitten, die Manieren und den Charakter eines Volkes zu bilden. Um England allein handelt es sich, und Montesquieu nennt es nicht. Er führt es in hypothetischer Form vor, und dabei bedient er sich seltsamer Umschreibungen, wie der folgenden:

„Wenn dieses Volk eine Insel bewohnte, so würde es nicht auf Eroberungen ausgehen, weil vereinzelte Eroberungen es schwächen

würden .... Wenn dieses Volk in nördlicher Richtnng wohnte und eine große Zahl überflüssiger Produkte hätte, während ihm andererseits eine Menge Waren fehlten, welche ihm das Klima versagte, so würde es notgebrungen einen großen Handel mit den Völkern des Südens treiben .... Es könnte sein, daß es ehedem ein benachbartes Volk unterjocht hätte, welches durch seine Lage, durch die Güte seiner Häfen, die Natur seiner Reichtümer ihm Eifersucht einflößte: so würde es dasselbe in großer Abhängigkeit halten, obgleich es ihm seine eigenen Gesetze gegeben hätte ..."

Das ganze Übermaß, Gekünstelte und Mißbräuchliche seines Verfahrens spricht aus diesen Zeilen. In seinem Bestreben, die Anspielungen recht künstlich zu gestalten und seine scharfsichtigen Leser die Sache halb erraten zu lassen, gerät er in Unklarheit und Schwerfälligkeit trotz aller Spitzfindigkeit. O wieviel größer ist er, wenn er es wagt, sich zu geben wie er ist, und die Dinge bei ihrem Namen zu nennen! Warum hat er nicht diese ganze scharfsinnige Studie über die politischen Sitten Englands mit der Feder geschrieben, welche einige Seiten weiter, im folgenden Buche, den Geist Englands betreffend den Handel mit meisterhaften Zügen auseinandersetzt! „Andere Nationen haben Handelsinteressen politischen Interessen nachstehen lassen: diese hat immer ihre politischen Interessen hinter den Interessen ihres Handels zurückstehen lassen. Es ist dasjenige Volk der Welt, welches am besten sich zu gleicher Zeit jene drei großen Dinge zu Nutze zu machen verstanden hat: die Religion, den Handel, die Freiheit." An Stelle eines Gemäldes im Geschmack des Paul Veronese, wie Voltaire fein bemerkt, eines Gemäldes „mit glänzenden Farben, leichtem Pinselstrich und einigen Kostümfehlern", hätte Montesquieu ein Rembrandtsches Gemälde geschaffen, ein Bild voll Leuchtkraft und voll wirklichen Lebens.

Wenn Montesquieu so aus Vorsicht verfährt, so thut er es noch häufiger, weil es seinem Geschmack zusagt, und weil

er den Schöngeist spielen möchte. Ein gewisses Geheimnisvollthun in der Sprache gehört zum guten Ton und hebt den Stoff, der an sich undankbar und spröde ist. Die Verallgemeinerung, welche bisweilen ein diskreter Schleier für seine Gedanken ist, ist häufiger noch äußerlicher Aufputz desselben. Es ist der Aufputz, wie ihn die Mode verlangt. Montesquieu bekleidet damit seine Gedanken, sowohl infolge einer Geistesrichtung, die er mit seinen Zeitgenossen teilt, als auch infolge einer geheimen Neigung, ihren Launen zu schmeicheln. Montesquieu hat seinen besonderen Wortvorrat und seine eigene Rhetorik.

Um ihn mit Genuß zu lesen, muß man sich mit seinen Wörtern und seinen Redefiguren vertraut machen. Was die Wörter betrifft, so ist die Aufgabe einfach: er ist ein trefflicher Schriftsteller und gebraucht sie nur mit vollem Vorbedacht und reiflicher Überlegung; hat man es einmal erfaßt, wie er sie anzuwenden pflegt, so weiß man immer, was er sagen will. Das Spiel der Redefiguren ist unbestimmter: man muß manchmal transponieren, die Ausdrücke auf ihre einfache Form zurückführen, die Anspielung erraten, die schönen allgemein gehaltenen Sätze mit den nötigen Eigennamen versehen; aber man muß dies mit unendlicher Vorsicht thun.

Es hieße sich fatalen Mißverständnissen aussetzen, Montesquieu herabsetzen und über seinen Plan sich täuschen, wollte man auf sein Werk als Ganzes ein System der Auslegung anwenden, welches seine Daseinsberechtigung nur in einigen beschränkten und ganz besonderen Fällen hat. Montesquieu ist ein „Genie der Verallgemeinerung“: das ist seine Größe und seine Schwäche. Nehmen wir ihn, so wie er sich giebt. Lesen wir das Buch, wie es geschrieben ist, ohne Kommentar, fast ohne Anmerkungen. Nicht ohne Grund hat Montesquieu, der so viel Notizen gesammelt hat, nur so wenige derselben veröffentlicht. Wenn er an mehreren Stellen gewollt hat, daß

der Leser sich sagte: das ist England oder das ist Versailles, so hat er auch beabsichtigt, daß man bei denselben Stellen dachte: das wird überall passieren, wo man unter ähnlichen Bedingungen handelt wie in England oder wie in Versailles. Er wünschte, daß ein jeder die von ihm vorgeführten Typen verschiedenen Arten anpassen könnte; daß man nicht genau wüßte, wo man wäre: in Rom, in Athen, in Sparta, sondern daß man nur fühlte, man habe es mit der Demokratie zu thun und befände sich im Herzen der Republik; daß man die Züge Spaniens neben denjenigen Frankreichs erkennen sollte in dem Gemälde, das er von der Monarchie entwirft, daß es jedoch weder Spanien selbst noch Frankreich wäre, sondern die beiden gemeinsamen Verhältnisse. Er hat beabsichtigt, daß es sich mit seinem ganzen Werke so verhielte, wie mit manchem Kapitel des XIII. Buches: Wie man der Entvölkerung abhelfen kann. Man lese es und richte den Blick nach Süden, und man wird Spanien erkennen; man wende sich nach Osten, und man wird Polen zu entdecken glauben. Die Sache ist die, daß das Beispiel aus mehreren Ländern zu gleicher Zeit entnommen ist, daß der Schluß ein allgemeiner ist, und daß die Lehre sich anwenden läßt sowohl auf diese Nationen, als auf alle die, welche sich in demselben Falle befinden.

Montesquieu hat mit einem Worte ein klassisches Werk geschrieben. Er verfolgt die Regierungen nicht in ihrer historischen Entwicklung und ihren einzelnen Umwälzungen, er zeigt sie uns fertig, vollständig, in definitivem Zustande, gewissermaßen auf sich selbst konzentriert. Nichts von Chronologie, nichts von Perspektive, alles liegt gleichmäßig vor uns ausgebreitet. Hier ist die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung vom Theater auf die Gesetzgebung übertragen. Montesquieu zieht nur in Betracht die Gesetze, ihr Ziel, ihren Einfluß, ihr Schicksal; der Rest ist das Fundament seines

Werkes, nicht das Gebäude. Er hat eine solide Grundmauer gelegt und seine Pfähle so tief eingetrieben, als er es mußte, um festes Land und sicheren Boden zu gewinnen, aber er verdeckt sie vor unserem Auge. Er hat die Monarchie oder die Republik studiert und schildert sie uns, wie Molière den Geizhals, den Menschenfeind, den Scheinheiligen; wie La Bruyère die Großen, die Politiker, die Freigeister. Es heißt ihm, wie seinen Lehrmeistern, den Klassikern, Ehre erweisen, wenn man zeigt, wie seine Porträts historischen Hintergrund haben, und wie man Namen und Datum unter jedes seiner Bilder setzen könnte; aber man würde seinen Gedanken fälschen, wenn man ihn noch mehr bis ins Einzelne verfolgte.

Man würde ihn entstellen, wenn man ihn für abstrakt hielte. Montesquieu bemüht sich, mit Hilfe der von ihm beobachteten Thatsachen allgemeine Ideen zu schaffen; er denkt nicht daran, auf dem Wege reiner Spekulation absolute und universelle Ideen zu fassen. Er versucht, eine gemeinsame Grundform aus den ihm bekannten Monarchieen und Republiken loszulösen; er leitet nicht von einem aprioristischen Ideal die Monarchie an sich oder die rationelle Republik ab. Es folgt daraus, daß die Grundsätze, welche er aufstellt, und die Gesetze, welche er daraus entwickelt, ihren vollen Sinn und ihre ganze Tragkraft erst durch die Beziehung erhalten, welche sie zur Wirklichkeit haben.

VI.

Der Geist der Gesetze: die politischen Gesetze und die Regierungen.

Das Buch der Regierungen beginnt mit der demokratischen Regierung, d. h. derjenigen, in welcher das Volk in corpore die Oberherrschaft hat. Montesquieu faßt sie so auf, wie sie sich in Rom darstellte, in den Jahrhunderten, wo die Republik noch die Stadt war, so wie sie in Athen und Lakedämon in die Erscheinung trat, „zu einer Zeit, wo das griechische Volk eine Welt war und die griechischen Städte Nationen.“ Die so beschaffene Republik gestattet nur ein beschränktes Territorium; die nur wenig zahlreichen Bürger sind in Klassen geteilt, sie besitzen Sklaven; sie beschäftigen sich nur mit Politik und Krieg; in der Muße ihres Privatlebens und Dank den eingeschränkten Verhältnissen der Stadt haben sie die Fähigkeit, selbst direkt und beständig sich den unzähligen und aufregenden Geschäften des bürgerlichen Lebens zu widmen. Sie treiben keinen oder nur wenig Handel, und solchen allein, der den Geist der „Mäßigkeit, der Sparsamkeit, der Genügsamkeit, der Arbeit, der Weisheit, der Ruhe, der Ordnung“ mit sich bringt. Das Land wird gleichmäßig unter sie verteilt: zu ausgedehnte Besitztümer oder ein zu entwickeltes Geschäft würden ein Wachsen des Privatreichtums hervorrufen und infolgedessen die Gleichheit zu Grunde richten. Die Rangordnung zwischen den Klassen wird genau beobachtet. „Erst

als einige Demokraticen sich im Zustande der Zersetzung befanden, setzten die Handwerker es durch, daß sie Bürger wurden."

Das Volk in seiner Gesamtheit, d. h. die Versammlung der Bürger, macht die Gesetze und übt unumschränkte Gewalt aus. „Seine von ihm abgegebenen Stimmen bilden seinen Willen." Es wählt seine Beamten aus der Zahl der Männer, deren Sinn es kennt, und deren Amtsführung es fortwährend kontrolliert. Bei ihm herrscht rechte Gleichheit, die darin besteht „Seinesgleichen zu gehorchen und zu gebieten." Es genießt jene Art Freiheit, welche Bossuet vor Montesquieu wundervoll definiert hatte, „einen Staat, in welchem jedermann nur dem Gesetz unterworfen ist, und wo das Gesetz mächtiger ist, als die Menschen." Ein sehr merkwürdiger Staat, auf den sich unsere modernen Begriffe von Freiheit nicht anwenden ließen. Unsere Freiheit ist vor allem individuell und persönlich, die der Alten ist ausschließlich staatlich. Die Gewissensfreiheit ist für uns die erste und wesentlichste der Freiheiten; die Alten kannten nicht einmal den Begriff derselben. Für sie bestand die Freiheit einzig und allein in der Ausübung der Oberhoheit. Das Individuum hatte kein anderes Recht als seine Stimme, mit dieser Stimme war sein ganzes Recht erschöpft; von nun an blieb es in jeder Beziehung, in seinem Glauben, seiner Familie, seiner Arbeit, in jeder seiner Handlungen der Mehrheit der Stimmen, welche das Staatsgesetz bildeten, unterworfen. Das ist, nach Montesquieu, die Natur der republikanischen Regierung in der Demokratie.

Diese Regierung konnte nur Fuß fassen in einer menschlichen Gesellschaft, in welcher das tiefe Gefühl der sozialen Solidarität, die gemeinsame Erwägung der Interessen und der Bedürfnisse der Gesellschaft, die gleiche Hingabe aller an das öffentliche Wohl, die Einführung von Einrichtungen gestattet haben, welche dem in jedem Menschen schlummernden

Instinkt der Unbotmäßigkeit, der Eigenliebe und der Begehrlichkeit so zuwiderlaufen. Das Vorhandensein dieser moralischen Bedingungen bildet die Daseinsberechtigung der demokratischen Regierung. Deshalb meint Montesquieu, daß das Prinzip dieser Regierung die Tugend ist, und er definiert diese Tugend als: „die Liebe zum Staate ... die Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterland ... die Liebe zum Vaterland, d. h. die Liebe zur Gleichheit."

Diese Tugend, die Begründerin der staatlichen Einrichtungen, ist auch allein im Stande, sie zu stützen und zu halten. Die Gesetze müssen demnach die Bürger in der Tugend unterweisen und sie zwingen, sie zu üben. Die Allmacht des Staates über die Familie, die Zwangserziehung der Kinder, die Verteilung der Ländereien, die Beschränkungen der Erbschaften, die Luxusverbote bilden den Geist dieser zermalmenden Gesetzgebungen. Alles hängt dabei von dem Grundsatz ab: „das Wohl des Volkes ist das höchste Gesetz."

Indessen, trotz dieser furchtbaren Mittel, sei es, daß man sie nicht zur rechten Zeit angewendet hat, sei es, daß man Mißbrauch mit ihnen getrieben hat, kann die Demokratie sich zersetzen. Der Geist der Gleichheit verliert seine Lauterkeit; der Ehrgeiz beschränkt sich nicht mehr „auf das alleinige Glück, seinem Vaterlande größere Dienste zu erweisen, als die anderen Bürger"; die persönliche Begehrlichkeit verdirbt den Ehrgeiz und Stolz entsittlicht ihn; der Reichtum der Privatleute nimmt zu und damit die Gleichgültigkeit gegen das Staatswohl; das Gefühl der individuellen Unabhängigkeit tritt an die Stelle desjenigen der Freiheit des Staates; die Solidarität verliert sich; Eifersucht bricht sich Bahn; da ist keine Rede mehr von Zucht; die Gleichheit entartet in Anarchie; man sieht aus den Sitten jene Strenge verschwinden, welche den persönlichen Leidenschaften so sehr entgegentrat, nur um den sozialen Leidenschaften, die sie bestehen ließ, mehr Kraft zu

verleihen; die Bürger, mit einem Wort, verlernen „jenes Verzichten auf das eigene Ich", das Ferment aller republikaniſcher Tugend. Dann iſt es mit allem vorbei, und die angewandten Heilmittel ſelbſt werden verhängnisvoll, denn die künſtliche Kraft, welche ſie dem Staate geben, fördert nur die Tyrannei und richtet die Republik ſchließlich zu Grunde.

„Wenn die Prinzipien der Regierung einmal verderbt ſind, dann werden die beſten Geſetze ſchlecht und wenden ſich gegen den Staat; ſind ihre Prinzipien geſund, ſo haben die ſchlechten Geſetze die Wirkung der guten; die Kraft des Prinzips reißt alles mit ſich fort...." — „Das Prinzip der Demokratie gerät in Verfall nicht allein, wenn man den Geiſt der Gleichheit verliert, ſondern auch wenn man den Geiſt äußerſter Gleichheit annimmt, und wenn jeder denen gleichen will, welche er ſich zu Gebietern wählt.... Es kann keine Tugend mehr in der Republik geben."

Die Demokratie Montesquieus ſcheint weit entfernt von unſerer modernen Ziviliſation. Sie nimmt, wenn man ſie ſich in derſelben vorſtellt, ein paradoxes, utopiſtiſches Ausſehen an. Das kommt daher, daß Montesquieu, als er ſich nach einem überlebenden Exemplar jener verſchwundenen Geſellſchaften umſah, etwas Entſprechendes nur in den Mönchsklöſtern oder in Paraguay findet. Nichts läuft in der That den modernen Begriffen von Vaterland, Religion, Arbeit mehr zuwider, nichts widerſpricht mehr den Vorſtellungen von unaufhörlicher Umgeſtaltung der Einrichtungen, der Glaubensſätze, der Vermögensverhältniſſe, der Sitten ſelbſt; nichts bildet einen größeren Gegenſatz zu der Lehre vom Fortſchritt und zu der Erklärung der Menſchenrechte, als der Geiſt dieſer alten Republiken, mit ihrer Rangordnung, ihren Sklaven und ihrem Staatsdespotismus. Montesquieu ſah das reißend ſchnelle Aufkommen und die an das Wunderbare grenzende Entwickelung der modernen Demokratie nicht voraus. Noch weniger glaubte er an die Organiſation demokratiſcher Re-

publiken in großen Ländern. „Man kann dies nicht erwarten," sagte er bei der Besprechung der Einrichtungen der Griechen, „bei der unausbleiblichen Verwirrung, den Nachlässigkeiten, der weiten Ausdehnung in den Geschäften eines großen Volkes." — „Die griechischen Staatsmänner, welche unter der Volksregierung lebten, erkannten in der Tugend die einzige Kraft, die ihnen eine Stütze bieten konnte. Die von heute sprechen nur von Gewerbe, von Handel, von Reichtümern, ja selbst von Luxus."

Montesquieu ahnte nicht, daß dieses Gewerbe, dieser Handel, diese Reichtümer, dieser Luxus selbst, welche er für unverträglich mit der Demokratie hielt, das fundamentale Element derselben werden würden; daß diese Umwälzung in seinem eigenen Vaterlande vor sich gehen und ganz Europa ergreifen würde. Indessen es giebt in jeder Demokratie organische und innewohnende Eigentümlichkeiten, welche trotz der Verschiedenheit der Formen weiter bestehen. Montesquieu war mit einem so scharfen und in die Tiefe dringenden Blick begabt, daß er die wesentlichsten dieser Eigentümlichkeiten erkannt hat. Viele von den Ratschlägen, welche er aus der Betrachtung der alten Demokratien ableitete, lassen sich mit derselben Richtigkeit auf die Demokratien von heute anwenden. Dieselben Gefahren bedrohen die Regierung mit Vernichtung. Der Staat hängt von der Mehrheit ab, und die Mehrheit besteht aus Individuen, welche durch ihre egoistischen Leidenschaften beständig betreffs des Staatsinteresses verblendet werden. Diese Individuen sind natürlich geneigt, die Freiheit mit der Teilnahme an der Macht, den Staatsschatz mit dem Vermögen der Privatleute, den Fortschritt mit beständiger Neuerung, und das Recht mit der Zahl, d. h. mit der Gewalt, zu verwechseln, so daß bei einer auf individueller Freiheit und Gleichheit begründeten Verfassung die Majorität danach trachtet, die Minorität zu unterjochen, und der Staat

danach, die Nation zu absorbieren. Man muß sich also unaufhörlich wiederholen, daß der Wert der Freiheit nur abhängt von den Personen, die sie ausüben, der des Gesetzes von den Personen, die es geben, der der Regierung von denen, welche sie leiten, der des Staates endlich von der Nation, d. h. von den Einzelwesen, welche sie bilden. Jeder ist verantwortlich für das gemeinsame Wohl, verantwortlich für die Interessen aller. Wenn die Majorität der Bürger habgierig, neidisch, widerspenstig ist, so erzeugt die Gleichheit Plünderung, Ostrazismus, Anarchie und ruft notwendigerweise den Verfall des Staates hervor. Je ausgedehnter die Rechte des Individuums sind, um so gebieterischer werden seine Leidenschaften. Je mehr das unerbittliche Gesetz des Kampfes um das Dasein seine Herrschaft über die Gesellschaften ausdehnt, um so notwendiger ist es, daß die Demokratieen neue Kraft aus ihrem Prinzip schöpfen, nämlich der nationalen Solidarität, der alles hintansetzenden Liebe zum Vaterlande, dem sozialen Zusammenschluß hinsichtlich des gemeinsamen Wohles. Und was ist dies alles anderes, als die Tugend nach Montesquieus Erklärung?

Diese Tugend wäre nicht weniger notwendig den Aristokratieen, d. h. denjenigen Staatswesen, in denen die oberste Gewalt in den Händen einiger weniger liegt. Montesquieu spricht lang und breit über diese Aristokratieen; aber der Gegenstand interessiert uns nicht mehr: diese Art von Republiken ist aus Europa verschwunden. Sie bestand daselbst noch zur Zeit Montesquieus. Er hatte sie in Venedig beobachtet und später in Polen studiert. Über dieses letztere Staatswesen entwickelt er Ansichten von großer Tragweite. „Die unvollkommenste der Aristokratieen, sagt er, ist diejenige, in welcher der gehorchende Teil des Volkes sich in bürgerlicher Sklaverei des gebietenden Teiles befindet.“ Die Republik in Polen besteht nur aus Adligen, und diese

richten sie zu Grunde. Um sie zu halten, „müssen die aristokratischen Familien so sehr als möglich sich als Volk fühlen und danach handeln.“ Sie müssen ihre Privilegien fortwährend durch neue Dienste erneuern und rechtfertigen; wenn nicht, so ist die Republik „nur ein despotischer Staat, der mehrere Despoten hat . . .“

Die Unabhängigkeit eines jeden von ihnen wird der Gegenstand der Gesetze, und das Ende davon ist die Unterdrückung aller. Wenn die Adligen sehr zahlreich sind, und die Korruption sie ergreift, so bricht jede Feder in dem Staatsgehäuse. „Die Anarchie entartet in Vernichtung.“ Eine derartig organisierte Aristokratie muß unaufhörlich durch irgend welche Furcht in Aufregung gehalten werden. „Je größere Sicherheit diese Staaten genießen, desto mehr sind sie, wie die zu ruhigen Gewässer, der Verderbnis ausgesetzt.“

Grund zur Besorgnis fehlte weder Venedig noch Polen; aber blind gegen ihre Schwäche, verließen sie sich auf ein illusorisches Staatsrecht, das niemand achtete. Auch das Schauspiel der Zwietracht ihrer Feinde wiegte sie in Sicherheit ein. Die Venezianer dankten so zu sagen ab; die Polen lieferten sich selbst aus, hatten doch ihre Parteiungen schlimmer unter ihnen gewütet, als unter ihren Nachbarn ihre gegenseitige Nebenbuhlerschaft. So konnten Rußland, Preußen und Österreich sich leichter verständigen, die Republik zu zerstückeln, als die Polen, sie zu verteidigen. Die Beschwörungen des Dogen Renier im Jahre 1780 und der Versuch der polnischen Patrioten im Jahre 1790 ihr Vaterland neu zu gestalten, sind nur der Kommentar zu den Lehren Montesquieus. Der Sturz dieser beiden Aristokratieen rechtfertigt sein Urteil. „Wenn eine Republik klein ist, wird sie durch eine fremde Macht zerstört; ist sie groß, so zerstört sie sich durch ein inneres Laster“, hatte er gesagt. Venedig und Polen wurden durch das innere Laster bedroht und durch die fremde Macht vernichtet.

Die Demokratie, welche für Montesquieu nur eine geſchichtliche Erſcheinung war, herrſcht heute bei einigen der größten Nationen der Welt und zeigt das Beſtreben, ſich bei den anderen einzudrängen; die Monarchie, wie er ſie beſchrieben hat, war die in Europa verbreitetſte Regierungsform: ſie iſt heutzutage faſt vollſtändig daraus verſchwunden. Montesquieu ſtudiert ſie mit Vorliebe und widmet der Darlegung ihrer Vortrefflichkeit ein Kapitel. Man kann nicht zweifeln, daß er bei der Abfaſſung dieſes Teiles ſeines Buches beſtändig die franzöſiſche Monarchie und den Verfall, von dem ſie ihm bedroht ſchien, im Auge hatte. Frankreich wandte ſich dem Deſpotismus zu, und nichts war von dem Deſpotismus verſchiedener, als die Monarchie, wie ſie ihm vorſchwebte. Boſſuet hatte unterſchieden die abſolute Monarchie, in welcher der Fürſt nach Geſetzen regiert, und die willkürliche Monarchie, in der er nach ſeiner Laune regiert. Dieſe willkürliche Regierung bezeichnet Montesquieu mit Deſpotismus und nennt monarchiſch im eigentlichen Sinne den Staat, wo „ein einziger regiert nach feſt beſtehenden Geſetzen."

Es gehört zur Natur der Monarchie, Fundamentalgeſetze zu haben. Der Monarch iſt die Quelle jeder politiſchen und bürgerlichen Gewalt; aber er übt dieſe Gewalt vermittelſt Kanäle, „durch welche die Macht fließt." Es ſind dies „untergeordnete und abhängige Mittelmächte", welche „den augenblicklichen und launenhaften Willen eines einzigen" mäßigen. Die beiden erſten dieſer Mächte ſind Adel und Geiſtlichkeit; die dritte iſt eine Körperſchaft obrigkeitlicher Perſonen, welche den Schatz der Fundamentalgeſetze bewahrt und ſie dem Fürſten in Erinnerung bringt, wenn er ſie zu vergeſſen ſcheint. Dieſe Rangordnung iſt die notwendige Bedingung der monarchiſchen Regierung. Zerſtört man ſie, ſo wird man unvermeidlich zum Deſpotismus oder zur Demokratie geführt.

Die Ehre iſt das Prinzip dieſer Regierung, wie die

Tugend dasjenige der Republik ist: die Ehre ist nicht der Tugend entgegengesetzt; sie ist recht eigentlich die politische Tugend der Monarchie. Für den Republikaner besteht diese Tugend in der Liebe zum Vaterlande und in der Liebe zur Gleichheit; für den Monarchisten besteht sie in der Liebe zum Monarchen und in der Liebe zum Privilegium: was bewirkt, daß man dem Monarchen dient, und daß man ihn bei allem Dienste in Schranken hält. Die Monarchie hat sich gebildet, weil das Volk nicht fähig war, sich selbst zu regieren: das Volk verließ sich auf ein Oberhaupt und die Nachkommen dieses Oberhauptes. Wenn nun diese Regierungsform auf dem Gehorsam beruht, so mußte, um sie zu stützen, der Gehorsam dabei ein ehrenhafter sein und nicht in Unterwürfigkeit ausarten. Da die Unabhängigkeit fehlte, so kam es darauf an, Seelengröße zu besitzen und zu beweisen. Das ist die Wirkung der Ehre: man muß, um dies Kapitel gut zu verstehen, es unaufhörlich an der Hand der Memoiren Saint-Simons erläutern.

Die Gesetze, welche von diesem Prinzip abgeleitet werden, und welche infolgedessen die Triebfeder der Monarchie bilden, sind die, welche das Gefühl der Ehre und die Vorrechte, auf denen es beruht, pflegen. Es sind dies die Privilegien, das Majoratsrecht, das Fideikommis, das Verbot für die Adligen, Handel zu treiben.

Da die Monarchie gerade durch den Gegensatz zu den verschiedenen Mittelmächten besteht, so ist Mäßigung der Geist dieser Regierungsform. Sobald sie aufhört, gemäßigt zu verfahren, gerät sie in Gefahr, und man sieht sie zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip zerstört ist. Die Ehre wird zur Eitelkeit, der Gehorsam artet in Knechtschaft aus: er ist nicht mehr eine Tugend, sondern vielmehr ein Mittel sich emporzubringen. Statt dem Staate zu dienen, dreht sich alles darum, dem Hofe zu dienen. „Wenn der Fürst freie Seelen

liebt," sagt Montesquieu, „so wird er Unterthanen haben; liebt er niedrige Seelen, so wird er Sklaven haben." Er hat welche und er würdigt sie herab, indem er sie seinen Launen gefügig macht; er bringt die Behörden zum Stillschweigen; er unterdrückt die Fundamentalgesetze; er regiert willkürlich, und indem dieser Absolutismus den Hof vollends verdirbt, verdirbt der Hof das Volk durch sein Beispiel. Die Sitten, welche die Monarchie geschaffen hatten, verschwinden, die Körperschaften verlieren ihre Würde, die Privilegien ihre Daseinsberechtigung, die Privilegierten ihr Ansehen, und man geht, wie es bei der Unterdrückung der Privilegien geschehen wäre, auf den einen oder den andern jener unvermeidlichen Zielpunkte der im Verfall begriffenen Monarchie los: auf den Volksstaat oder den Despotismus.

Montesquieu empfindet tiefen Abscheu vor dem Despotismus. Er entwirft ein erschreckendes Bild desselben: aber es ist ein Bild, dem das Leben fehlt. Er hat die Thatsachen nicht persönlich beobachtet, es fehlt ihm an Beweis- und Belegmitteln. Er zieht nur den orientalischen Despotismus in den Kreis seiner Betrachtung, den von Ispahan und den von Konstantinopel, den der Perſiſchen Briefe, mit seinen geheimnisvollen Serails, seine furchtbaren Harems, seinen eifersüchtigen Sultanen und seinen melancholischen Eunuchen. Schade, daß er Rußland nicht gekannt hat! Es hätte ihm eine viel interessantere und den Europäern viel verständlichere Form des durch die Religion gemäßigten Despotismus geoffenbart. Montesquieu hat nur aus der Ferne und undeutlich die Selbstherrschaft des Zaren beobachten können. Was Rußland schon zu jener Zeit aufzeigte, und was es seitdem aufgewiesen hat, erschüttert viele seiner Grundsätze und bringt einige derselben zu Falle.

„Niemand," sagt er bei der Besprechung der despotischen Regierungen, „liebt darin den Staat und den Fürsten." Aber

da haben wir ein Reich, wo der Fürſt das lebende und willkürliche Geſetz iſt, und wo die Liebe, die er dem Volke einflößt, die ganze Stärke des Staates ausmacht. Montesquieu glaubt nicht, daß dieſe Regierungsform ſich mit Großmut und Edelſinn verträgt: Katharina II. und ihr Enkel Alexander haben das Gegenteil bewieſen. Er meint, daß die Berechtigung des Zaren, ſich ſeine Nachfolger zu wählen, den Thron wankend macht, „da die Thronfolge eine von den Sachen iſt, die zu wiſſen dem Volke von der größten Wichtigkeit iſt.“ Die romanhafteſte Unordnung hat in der ruſſiſchen Thronfolge während des ganzen 18. Jahrhunderts geherrſcht; der Thron hat ſich trotzdem unaufhörlich befeſtigt, und das ruſſiſche Volk hat ſich nach dem Namen ſeiner Herren nicht erkundigt, es ſei denn höchſtens, um in ſeinen Gebeten den Namen des Heiligen, den es anrief, zu ändern. Montesquieu hat als Brandmal für den Despotismus, mit dem er ein für alle Mal fertig ſein will, jenes berühmte Kapitel geſchrieben, welches nur drei Zeilen hat und welches ein ſo großartiges Gleichnis enthält: „Wenn die Wilden in Louiſiana Früchte haben wollen, ſo hauen ſie den Baum am Fuße ab und pflücken die Frucht. So iſts mit der despotiſchen Regierung.“ So iſt es wohl mit der des Sultans; aber weder mit derjenigen des Zaren Peter noch mit derjenigen der großen Katharina.

Da nun Montesquieu eben nur von dem ungeheuerlichen Despotismus des Orients ſpricht, ſo muß man ſich fragen, warum er mit ſolchem Nachdruck dabei verweilt hat; wie er mit ſolchem Intereſſe über ſeine Natur, ſein Prinzip und die Zerſetzung ſeines Prinzips hat ſprechen können. Die Symmetrie iſt ohne Zweifel der eine Grund; ein anderer auch der Einfluß, den die Lektüre Tavernierſ und Chardins auf ihn ausübte. Man darf wohl auch glauben, daß Montesquieu durch den Kontraſt hat wirken wollen, daß er durch eine Art von dunkler Schattierung die Vortrefflichkeit der Monarchie,

die Gefahr, die ihre Entartung mit sich bringt, hat hervortreten lassen wollen, und daß er auf diese Weise, durch einen ganz natürlichen Übergang, die Gemüter zur besseren Erfassung seiner Ideen über die politische Freiheit vorbereitet hat.

Er hat davon in einem besonderen Buche gehandelt, nicht in Verbindung mit den Regierungsformen. Die politische Freiheit verträgt sich in der That mit mehreren derselben, doch ist es nicht notwendig, daß sie mit einer von denen verknüpft ist, mit welchen sie sich verträgt. Montesquieu unterscheidet sie von der nationalen Unabhängigkeit, welche die Freiheit des Volkes den Fremden gegenüber ist; und von der bürgerlichen Freiheit, welche die Freiheit der Personen und Besitztümer ist, und zwar innerhalb des Volkes selbst. Er definiert die politische Freiheit mit „dem Rechte, alles zu thun, was die Gesetze erlauben." — „Die Freiheit kann nur darin bestehen, daß man thun kann, was man wollen darf, und daß man nicht gezwungen wird zu thun, was man nicht wollen darf". Eine unbestimmte und ungenügende Erklärung. Das Gesetz kann ein Werkzeug des Despotismus sein, und ist es auch gewesen: es kann mir befehlen, was ich nicht wollen darf, und mir verbieten, was ich wollen darf. Die Parlamentsakte, welche die englischen Katholiken und Dissidenten unterdrückten, waren Gesetze. Man genoß Gewissensfreiheit in den Staaten Friedrichs des Großen, wo der König unumschränkt herrschte; man genoß sie nicht in England, wo es ein Parlament und verantwortliche Minister gab.

Wo befindet sich denn die Freiheit? „Die politische Freiheit findet sich nur in den gemäßigten Regierungsformen. Aber sie ist nicht immer in den gemäßigten Staaten; sie befindet sich darin nur, wenn man die Gewalt nicht mißbraucht .... Damit man die Gewalt nicht mißbrauchen kann, müssen die Dinge so eingerichtet werden, daß die Gewalt durch die Gewalt aufgehalten wird."

Das ist die berühmte Theorie von der Teilung der Gewalten. Montesquieu faßt sie in folgenden Ausdrücken zusammen: „Wenn in derselben Person oder in derselben Behörde die gesetzgebende Gewalt mit der ausübenden Gewalt verbunden ist, so giebt es keine Freiheit, weil man fürchten kann, daß derselbe Monarch oder derselbe Senat tyrannische Gesetze nur giebt, um sie in tyrannischer Weise auszuüben." Man hat dies in Frankreich gesehen, unter der Herrschaft der reinen Monarchie und unter derjenigen der Nationalversammlungen. Die Aufhebung des Edikts von Nantes, das Gesetz gegen die Verdächtigen und das Bürgschaftsgesetz beweisen das. Die ausübende und die gesetzgebende Gewalt müssen also getrennt sein; aber, wenn dies nötig ist, um die Freiheit zu sichern, so genügt es doch nicht. „Es giebt noch keine Freiheit, wenn die Richtergewalt nicht von der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt getrennt ist. Ist sie mit der gesetzgebenden Gewalt verbunden, so wäre die Macht über das Leben und die Freiheit der Bürger willkürlich, denn der Richter wäre Gesetzgeber. Wenn sie mit der ausübenden Macht verbunden wäre, so würde der Richter die Stärke eines Unterdrückers haben." Das war in der That schon der Fall mit mehreren Regierungen in Europa, mit der französischen zum Beispiel, und deshalb bezeichnete Montesquieu diese Regierungen als gemäßigte.

Montesquieu hatte dieses System nicht erfunden. Vor ihm hatte es Aristoteles schon dargelegt; aber niemand hatte es in einer so einfachen und so augenfälligen Form auseinander gesetzt. Montesquieu ließ es aus der Theorie in die Praxis übergehen und machte es volkstümlich. Er hatte die Gesamtheit dieser Regeln nur in England zur Anwendung bringen sehen, und England beschreibt er, wenn er das Beispiel einer Nation vorführen will, „welche als offenbares Ziel ihrer Verfassung die politische Freiheit setzt."

Er giebt nicht die Geschichte dieser Verfassung, und er streift das Problem ihres Ursprungs nur, um im Geist der Gesetze ein Paradoxon der Persischen Briefe zu erneuern, welches er sehr liebte. „Wenn man das bewunderungswürdige Werk des Tacitus über die Sitten der Germanen lesen wollte, so würde man sehen, daß von ihnen die Engländer die Idee ihrer politischen Regierung entlehnt haben. Dieses schöne System ist in den Wäldern gefunden worden."

Montesquieu hob mit Vorliebe hervor, daß er von jenen Goten abstammte, welche „bei der Eroberung des römischen Reiches überall die Monarchie und die Freiheit begründeten." Er hatte seine Gründe, in Tacitus die Elemente der englischen Verfassung zu suchen, und es war ihm vergönnt, sie darin zu entdecken. Sehr ernste Gelehrte haben sie nach ihm daselbst gesucht, haben sie ihrerseits gefunden und die Sache vielen anderen klugen Leuten plausibel gemacht. Es wäre unpassend, wollte man Montesquieu über dieses Vorurteil betreffs seiner Abkunft verspotten, und man muß sehr anerkennen, daß er es mit so guter Laune und so wenig Pedanterie vorgebracht hat. Machen wir es, wie er, gehen wir darüber weg und verweisen wir den Leser auf den Deutschen Gneist und den Engländer Freeman, welche für Tacitus und die Wälder sind; auf Guizot und seinen jüngsten Schüler und Fortsetzer Boutmy, welche mir die Meinung Montesquieus mit Hilfe seiner eigenen Methode zu entkräften scheinen: sie wenden hier diese Methode in viel weiterem Maßstabe an, als das Montesquieu selbst gethan hat, wenn sie behaupten, daß die Verfassung Englands aus einer viel mehr geschichtlichen Zeit als der Heidenzeit stammt, und daß sie ganz einfach nicht aus den Wäldern oder Wiesen, sondern „aus der durch die Umstände geschaffenen Notwendigkeit" herrührt.

Montesquieu analysiert diese Verfassung zur Zeit ihrer

vollen Reife und in jenem Zustande ihrer Umwandlung, in welchem sie auf andere Staaten anwendbar geworden ist. Er hält sie für endgiltig; er stellt ihre Elemente zusammen und verallgemeinert sie, wie er es mit den Republiken des Altertums gethan hat. In volles Licht stellt er besonders jenen Teil der Einrichtungen, der auch anders wohin verpflanzt werden kann. Und das ist in der That mit ihr geschehen: nicht allein auf Monarchieen ist sie übertragen worden, sondern auch, mit einigen formalen Änderungen, auf die Republiken, in denen das Staatsgebiet zu groß ist, als daß das Volk dasselbe unmittelbar regieren könnte.

Folgendes ist für Montesquieu „die Fundamental-Verfassung" der englischen Regierung. Ein gesetzgebender Körper, bestehend aus Vertretern des Volkes, die durch ein sehr weitgehendes Wahlsystem gewählt sind, denn es soll umfassen „alle Bürger . . . außer denjenigen, welche sich in einem solchen Zustande befinden, daß man von ihnen annehmen kann, sie haben keinen eigenen Willen:" dieser gesetzgebende Körper macht die Gesetze und sieht darauf, daß sie vollzogen werden; — ein Herrenhaus, das aus erblichen Mitgliedern besteht: es unterstützt den gesetzgebenden Körper bei der Abfassung der Gesetze, außer in Steuerangelegenheiten, wo man ihm, aus Furcht, daß die Krone schädlich auf dasselbe einwirke, nur das Hinderungsrecht zugesteht; — eine ausübende Gewalt, die einem Monarchen übertragen ist, weil, wenn das Gesetz eine Beratung verlangt, welche die Sache von Mehreren ist, die Ausführung einen Willen erfordert, welcher von einem Einzigen ausgeht; der ausübenden Gewalt steht nicht notwendig die Initiative der Gesetze zu; sie tritt nicht in die Debatte über die Geschäfte ein; sie hat ein Veto-Recht über die Gesetze; wenn man keinen Monarchen hat, so darf die ausübende Gewalt nicht Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers anvertraut werden, denn die Machtbefugnisse würden

vermengt werden; — der gesetzgebende Körper kann weder das Benehmen noch die Person des Monarchen beurteilen; denn dann fände Vermengung der Machtbefugnisse statt, — aber, wenn der Monarch unverletzlich und heilig ist, so können seine Minister zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden; die beiden Kammern treten periodisch zusammen und genehmigen jedes Jahr durch Abstimmung die Ziffer der Steuern und die der Soldaten. Der sehr allgemeine Charakter, welchen Montesquieu dieser Theorie gegeben hat, hat ihr weite Verbreitung verschafft; andererseits verleiht ihr dieser Charakter eine Art litterarischer Trockenheit. Dies Kapitel besteht ganz aus Maximen; es ist eine meisterhafte Zeichnung, aber Farbe und Leben fehlen. Man muß es durch das 19. Kapitel vervollständigen, wo Montesquieu die politischen Sitten der Engländer beschreibt und jenen Volksgeist analysiert, der der wahre Urheber, Ausleger und Hüter ihrer Verfassung ist. Er zeigt die Kraft und die Beständigkeit ihrer Liebe zu ihren Freiheiten; er läßt neben dieser politischen Tugend die Mängel, welche damit verbunden sind, hervortreten: die fortwährende Unruhe im Staate, die Unbeständigkeit in der Regierung, die Bestechlichkeit bei den Wahlen. Neid und Eifersucht im Handel, Gierigkeit bei den Geschäften, Hochmut in allen Begegnungen, und jenen Stolz, der die Engländer selbst im Frieden „nur mit Feinden zu verhandeln" scheinen läßt. Er verallgemeinert zweifelsohne etwas zu schnell, wenn er meint, daß die Engländer von Natur keine Eroberer sind, und daß sie von „Vernichtungssinn" freizusprechen sind. Sie haben eines der größten Reiche der Welt erobert und ungeheure Mengen von Eingeborenen vernichtet. Montesquieu spricht von Irland und von dem Despotismus, welcher dort herrscht, mit zu großer Nachsicht. Aber, was das Ganze anbetrifft, so hat er gut gesehen.

Er hat jene furchtbare nationale Triebfeder der Engländer bloßgelegt und deutlich zur Erkenntnis gebracht, welche den

Blicken der Europäer auf dem Festlande entging. Er hat mit einem Federstrich jenes Vorurteil widerlegt, welches die Franzosen so lange irregeführt, die Konventsmitglieder getäuscht und Napoleon zu grunde gerichtet hat. Er hat, mit einem Worte, Pitt geahnt und den furchtbaren Charakter des dreiundzwanzigjährigen Krieges erkannt, als er jenes Urteil fällte, welches, aus den Thatsachen gefolgert und durch die Geschichte bestätigt, den mächtigsten wissenschaftlichen Hypothesen zur Seite gestellt zu werden verdient.

„Wenn irgend eine fremde Macht den Staat bedrohte und sein Glück oder seinen Ruhm in Gefahr brächte, dann würden die kleinen Interessen den größeren weichen und alles würde sich auf die Seite der ausübenden Gewalt stellen . . . die Welt würde staunen, wie diese Nation ihre Freiheit liebt, weil diese Freiheit wahr ist; und es könnte geschehen, daß sie, um sie zu verteidigen, ihr Gut, ihren Reichtum, ihre Interessen opferte; daß sie sich die härtesten Steuern auferlegen würde, wie solche der absoluteste Fürst seinen Unterthanen nicht aufzubürden wagen würde . . . Sie würde einen sicheren Kredit haben, da sie bei sich selbst eine Anleihe aufnehmen und sich selbst bezahlen würde. Es könnte geschehen, daß sie sich in Unternehmungen einließe, die ihre natürlichen Kräfte übersteigen, und daß sie gegen ihre Feinde ungeheure Reichtümer ins Feld führte, die vielleicht auf Einbildung beruhten, die aber Selbstvertrauen und die Natur ihrer Regierung verwirklichen würden."

Man möchte gern vor dieser weiten Perspektive haltmachen; aber man hätte nur eine unvollkommene Vorstellung von den Ansichten Montesquieus über die Regierungen und die Gesetze, welche sich aus der Natur und aus dem Prinzip der Verfassungen ableiten. Er prüft außerdem noch, welche Beziehung diese Gesetze zu den Verbrechen und den Strafen, der Erhebung der Steuern und den Staatseinkünften haben. Man hat eben gesehen, durch welche geheime Bande diese Frage der Staatsfinanzen mit der politischen Freiheit der Bürger verknüpft ist. Die Montesquieusche Definition der

Steuern ist klassisch geworden. „Die Staatssteuern sind ein Teil, welchen jeder Bürger von seinem Vermögen giebt, um sich damit die Sicherheit des andern zu verschaffen.“ Er beweist die Vorteile der indirekten Steuern und scheint sich der progressiven Steuer zuzuneigen: er ist dazu vielleicht veranlaßt durch seine Vorstellungen über die alten Republiken, aber besonders ist er darauf gebracht worden durch das Beispiel der Kopfsteuer, wie man sie zu seiner Zeit den privilegierten Ständen auferlegte: sie wurde nicht nach dem Vermögen bestimmt, sondern nach dem Rang und der Würde der Steuerpflichtigen im Staate. Montesquieu verurteilt die Regie und predigt kräftig gegen die Kriegssteuer und die Salzsteuer. „Alles ist verloren, sagt er, wenn das einträgliche Geschäft der Steuerpächter durch seinen Reichtum es dazu bringt, ein ehrlicher Stand zu sein.“

Durch seine Studien über die Strafgesetze hat er sich mit vollem Recht die höchsten Ansprüche auf die Erkenntlichkeit der Menschheit erworben. Nirgends hat er größere Kraft im Gedanken und größere Feinheit im Stil entfaltet, als in dem Kapitel über die Macht der Strafen. Das ist eins von denen, in welchen sich seine Verwandtschaft mit Montaigne in mehr als einer Beziehung zeigt: „Man muß die Menschen nicht durch außerordentliche und verzweifelte Mittel und Wege führen; man muß haushälterisch sein mit denjenigen, welche die Natur uns giebt, sie zu lenken. Man prüfe nur die Ursache aller Sittenlockerung, und man wird sehen, daß sie von der Straflosigkeit der Verbrechen und nicht von der bei den Strafen beobachteten Mäßigung herrührt.“

Es ist der unverfälschte Geist des 18. Jahrhunderts, der den Kommentar liefert zu diesem Ausspruch, in dem folgenden Kapitel, das unter dem unerwarteten Titel: Ohnmacht der japanischen Gesetze von Anspielungen und Andeutungen geradezu strotzt. „Übertriebene Strafen können selbst den

Despotismus verderben.“ Ein weiser Gesetzgeber muß danach trachten, „die Gemüter auf den rechten Weg zu führen durch eine richtige Mischung der Strafen und Belohnungen; durch Grundsätze der Philosophie, der Moral und der Religion . . .; durch die richtige Anwendung der Ehrenbezeugungen und der beschämenden Strafen . . .“ Da haben wir, wird man sagen, die philosophische Idylle und die Empfindsamkeit unserer Vorfahren! Indessen, die positive Wissenschaft unserer Zeit hat kein wirksameres Mittel entdeckt, die Verbrecher zu bessern, und man sah am Ende des vergangenen Jahrhunderts, nach der Schreckensherrschaft und dem Direktorium, wozu übermäßige Unterdrückung führt. Montesquieu hatte es verkündigt: „In dem Staate bleibt ein krankhafter Zustand zurück, welchen diese Härte erzeugt hat; die Gemüter sind verderbt, sie haben sich an den Despotismus gewöhnt.“

Jedermann weiß, daß Montesquieu die Ehre gehabt hat, zu der Abschaffung der Folter beizutragen. Weniger Beachtung hat man den zwingenden Argumenten geschenkt, welche er gegen die Einziehung der Güter ins Feld führt. Es gehörte Mut dazu, sie zu seiner Zeit zu äußern. Die Einziehung der Güter war bei den Kriminalgerichten gang und gäbe; man unterdrückte sie im Jahre 1790 nur, um sie einige Zeit darauf wieder einzuführen, und der Mißbrauch, den man damit trieb, überstieg das Schlimmste, was man in den traurigsten Jahren des „ancien régime“ in dieser Richtung geleistet hatte. Die Lettres de Cachet (eigenmächtige Haftbriefe) verurteilt Montesquieu indirekt, indem er die Habeas-Corpus-Acte lobt.

Er stellt die wahren Prinzipien der Gedanken- und Schreibfreiheit auf. „Die Gesetze befassen sich nur mit der Bestrafung der äußeren Handlungen . . .“ — „Nicht die Worte bestraft man, wohl aber eine begangene That, bei welcher man die Worte braucht. Sie werden erst Verbrechen,

wenn sie eine verbrecherische That vorbereiten, begleiten oder ihr folgen.“ Der „ancien régime“ kannte diese Freiheit nicht; man hat sie pomphaft in der Revolution verkündet, man hat sie cynisch während derselben geschändet. Montesquieu zog nur die Mißbräuche der monarchischen Gesetzgebung in den Kreis seiner Betrachtung; aber er hat im voraus die Mißbräuche der revolutionären Gesetzgebung verurteilt, wenn er sagt: „Nichts macht das Majestätsverbrechen willkürlicher, als wenn unvorsichtige Worte die Unterlage dazu werden.“ — „Auch ist es ein gewaltthätiger Mißbrauch, den Namen Majestätsverbrechen einer Handlung beizulegen, die es nicht ist.“ Er will nicht, daß man mit diesem Namen bezeichnet die Kabalen gegen die Minister, wie unter Richelieu, noch die Falschmünzerei, wie unter Valentinian, Theodosius, Arcadius, die er anführt, und wie es ein Erlaß vom Jahre 1720 betreffend die Fälschung von Staatsurkunden that, den er nicht zitiert, dessen man sich aber zur Zeit der Assignate erinnerte.

Der schlimmste Mißbrauch ist der, wenn man dieses Gesetz auf Sakrileg und Ketzerei ausdehnt. Es war dies gemeines Recht zu der Zeit, in welcher Montesquieu schrieb. Das Schicksal La Barres und Calas' hatten so viel Aufsehen erregt, daß jedermann sie kennt. Der Erlaß von 1724, welcher die härtesten Maßregeln Ludwigs XIV. gegen die Reformierten bestätigte, war in voller Kraft. Ein grausameres Gesetz kann man sich nicht denken; das, welches in England gegen die Katholiken wütete, war nicht schlimmer. Man sah noch Ketzerverbrennungen in Portugal und in Spanien. „Das Übel,“ sagt Montesquieu, „ist von jenem Gedanken hergekommen, daß man die Gottheit rächen müsse . . .“ Das einfache Sakrileg, ein rein religiöses Vergehen, kann nur durch Ausweisung aus dem Tempel und durch Ausschließung aus der Gemeinde der Gläubigen gestraft werden. Was das Sakrileg betrifft, das eine Störung in

der Ausübung der Religion mit sich bringt, so gehört es zu den Verbrechen, welche die Ruhe der Bürger beeinträchtigen, und man muß es zu diesen Verbrechen rechnen. Mit anderen Worten, das bürgerliche Gesetz kennt das Sakrileg nicht und kann ihm nicht steuern.

Montesquieu verweilt nur kurze Zeit bei der Unterdrückung der Ketzerei; aber er verurteilt diese Unterdrückung in einigen wenigen Zeilen voll stolzen Spottes, die einer Brandmarkung gleichkommen. „Wichtiger Grundsatz! man muß sehr vorsichtig sein in der Verfolgung der Zauberei und der Ketzerei ...“ Wozu dienen übrigens die Verfolgungen und Martern? „Menschen, welche an sichere Belohnungen in einem anderen Leben glauben, werden immer dem Gesetzgeber aus der Hand schlüpfen; sie werden eben den Tod zu sehr verachten.“ In dieser Überzeugung richtet er eine ganz ergebene Vorstellung an die Inquisitoren Spaniens und Portugals, worin der erhabene Gedanke sich unter der ironischen Form versteckt. Er legt sie einem Juden in den Mund, und es handelt sich in dieser Rede, wenn man sie wörtlich nimmt, nur um die Israeliten allein; aber Montesquieu denkt an Frankreich. Er wendet sich indirekt gegen die Verfolger der Reformierten, wenn er im folgenden Kapitel auseinanderzusetzen vorgiebt, „warum die christliche Religion in Japan so verhaßt ist.“ — „Das japanische Gesetz bestraft streng den geringsten Ungehorsam. Man erließ das Gebot, auf die christliche Religion zu verzichten: nicht darauf verzichten, hieß ungehorsam sein; man züchtigte dieses Verbrechen, und das Beharren im Ungehorsam schien eine neue Züchtigung zu verdienen. Die Strafen werden bei den Japanesen als rächende Vergeltung für eine dem Fürsten zugefügte Beschimpfung angesehen.“ So war es bei den Franzosen hinsichtlich derer, welche die Verwegenheit hatten, einer anderen Religion als der des Königs anzuhängen.

In Sachen der religiösen Duldsamkeit gehen die in dem Geist der Gesetze enthaltenen Ratschläge nicht über die Andeutungen der Persischen Briefe hinaus. Montesquieu verlangt das Edikt von Nantes, das ganze Edikt von Nantes, nichts als das Edikt von Nantes. Er fürchtet die religiöse Propaganda, welche nach seiner Meinung die Staaten beunruhigt und das väterliche Ansehen in den Familien zu Grunde richtet. Er fürchtet die Rache der verfolgten Sekten, welche ihrerseits zu Verfolgern werden, sobald sie aufhören unterdrückt zu werden. „Das ist," so schließt er, „das Fundamentalprinzip der politischen Gesetze in religiöser Hinsicht: Wenn man freier Herr darüber ist, in einem Staate eine neue Religion aufzunehmen, oder sie nicht aufzunehmen, so darf man sie nicht in denselben einführen; ist sie eingeführt, so muß man sie dulden." Hält man es für nützlich, sie zu vernichten, so sind die sanften und hinterlistigen Mittel die einzigen, von denen man sich Wirksamkeit versprechen kann. „Es ist sicherer, eine Religion durch Gunstbezeugung, durch die Bequemlichkeiten des Lebens, durch die Hoffnung auf Vermögen anzugreifen; nicht durch Alarm schlagende Mittel, sondern durch solche, die Vergessenheit bewirken; nicht durch Unwillen erregende, sondern durch solche, welche in einen Zustand der Lauheit versetzen, wenn andere Leidenschaften auf unsere Seelen wirken, und wenn die, welche die Religion entfacht, schweigen. Allgemeine Regel: Inbezug auf Religionswechsel sind Lockungen stärker als Strafen." So hatte es Richelieu verstanden, jener große Schüler Machiavellis in diesen Dingen; so verstanden es die Staatsmänner, welche, wie Saint-Simon, Ludwig XIV. den Vorwurf machten, durch seine Gewaltthätigkeit und seine Rücksichtslosigkeit das Werk der Geduld und der Überredung verdorben zu haben.

Einige Leser möchten vielleicht geneigt sein, in dieser Stelle die reine Ironie zu sehen. Ich glaube, daß sie sich

272284

wohl täuschen, und daß Montesquieu hier wirklich seine volle Überzeugung ausspricht. Eine Staatsreligion, gemäßigt durch die Gleichgiltigkeit der großen Menge und die Ungläubigkeit der Gebildeten, scheint ihm im Grunde vor dem Wettstreit der Sekten den Vorzug zu verdienen. Er betrachtete die Geistlichkeit als einen Stand, der nicht ohne Nutzen im Staate ist; aber es ist ein Stand, den man in gebührenden Schranken halten muß. Der Staat muß die Reichtümer desselben beschränken, welche in Frankreich unermeßlich scheinen. Montesquieu ist voller Besorgnis über den Einfluß der Geistlichkeit in den politischen Angelegenheiten, von denen, sagt er, die Geistlichkeit nichts versteht. Was die Mönche anbetrifft, so ist seine Verachtung gegen sie eine tief eingewurzelte, und er nimmt beim Ausdruck derselben kein Blatt vor den Mund. Er geht soweit, daß er sie an einer Stelle mit Eroberern vergleicht, das heißt mit den seiner Empfindung nach boshaftesten der Menschen.

Nichtsdestoweniger muß man ihm reichliches Lob spenden, daß er diese Kapitel geschrieben hat. In dem Jahrhundert, in welchem er lebte, war es schon viel, diese gefährlichen Fragen öffentlich zu behandeln, sie zum Gegenstand der Erörterung und einer politischen Schrift zu machen. Es erforderte ebenso viel Kühnheit, freimütig davon vor der Kirche zu sprechen, als sie respektvoll vor den Libertins zu behandeln. Montesquieu steht in dieser Beziehung hoch über Voltaire, welcher in religiöser Beziehung niemals gänzlich die Geschichte von der Polemik und die Polemik von der Possenreißerei trennen konnte. „Es zeugt von schlechtem Urteil und Übelwollen gegen die Kirche", so schreibt Montesquieu in Hinsicht auf das Buch von Bayle, „wenn man in einem großen Werk eine lange Liste des Unheils zusammenstellt, das sie verschuldet, und nicht dasselbe thut in Betreff des Guten, das sie bewirkt hat. Wenn ich all das Unheil aufzählen wollte,

welches in der Welt die bürgerlichen Geſetze, die Monarchie, die republikaniſche Regierung verſchuldet haben, ſo müßte ich ſchreckliche Dinge ſagen.“

Dieſe Betrachtungen über die Kriminalgeſetze und über die Toleranz ſind ernſt und ſtreng. Warum mußte nur Montesquieu, verlockt durch Gott weiß was für eine Verirrung des Geſchmackes, in dieſe herrlichen Eſſays — gewiſſermaßen als Zwiſchenſpiel und Intermezzo — die unnützeſte, fadeſte, ungefälligſte aller Abſchweifungen einſchieben? Es iſt das Kapitel mit dem Titel: Verletzung des Schamgefühls in der Unterdrückung der Verbrechen; man könnte hinzufügen: und im Geiſt der Geſetze.

VII.

Der Geist der Gesetze: das Klima, die bürgerlichen Gesetze, das Völkerrecht, die Staatswirtschaftlichen Gesetze; die Theorie der Feudalgesetze.

Kein Teil des Werkes Montesquieus ist mehr kritisiert worden, besonders durch die Zeitgenossen, als derjenige, in welchem er von den Gesetzen in ihrer Beziehung zu der Natur des Klimas handelt. Diese Theorie, sagte Voltaire, ist aus Chardin entlehnt und darum nicht wahrer. Chardin führte sie übrigens nur unter der Form einer Abschweifung vor, in dem Kapitel, welches er „dem Frauenpalast des Königs" widmet. Er verwies auf Galenus, der selbst wieder durch Hippokrates angeregt worden war. Der Gedanke ist nicht neu, und um sich darüber zu wundern, daß er von einem Geschichtschreiber der staatlichen Institutionen wieder aufgenommen wurde, mußte man in einem Jahrhundert leben, in welchem diejenigen, die sich etwas darauf zu gute thaten, nach dem Naturrecht Gesetze zu geben, zunächst aus ihren Betrachtungen die natürlichsten Elemente der Natur ausschieden: die Luft, den Boden, das Land, die Rasse. Der Irrtum Montesquieus besteht nicht darin, daß er den Einfluß dieser Elemente untersucht, sondern darin, daß er nur ein einziges in Betrachtung gezogen hat, und daß er sich dabei auf sehr unvollkommene Thatsachen verlassen hat. Seine Notizen über

das Klima, die er aufs Geratewohl gesammelt und sehr willkürlich zusammengestellt hat, die mit unzuverlässigen Thatsachen gefüllt sind und von Paradoxen und sinnreichen Beobachtungen wimmeln, hätten den Stoff zu einer anmutigen Abhandlung in der Manier Montaignes geliefert. Montesquieu hat daraus ein System herleiten wollen, und der ganze Bau ist zusammengebrochen.

Was hilft es, wenn man dann die Trümmer zusammensucht und, näher bestimmt, warum der Bruch stattgefunden hat? „Die Regierung eines Einzigen findet sich häufiger in den fruchtbaren Ländern, und die Regierung mehrerer in den Ländern, die es nicht sind"; die parlamentarische Regierung hat in einem Lande mit reichem Ackerbau Fuß gefaßt; die Sandbüchsen Norddeutschlands haben bis auf den heutigen Tag sich dagegen verschlossen. Das kalte Klima, fügt Montesquieu hinzu, wird Menschen mit mehr Kraft, mehr Selbstvertrauen, mehr Erkenntnis der eigenen Überlegenheit, d. h. weniger Wunsch nach Rache, produzieren; jemehr Bewußtsein der eigenen Sicherheit, d. h. jemehr Offenheit, desto weniger Verdacht, Politik und List. Nun, das sind ja eine Menge Tugenden für die Länder des Frostes und der Nässe! möglich, daß sie sie alle erzeugen, aber sie vereinigen sie selten. Die ersten Eigenschaften — Kraft, Selbstvertrauen, Unternehmungsgeist — passen gut zusammen, und ich erkenne darin die Normannen, die Angelsachsen und die Germanen; aber das Übrige bringt mich in Verlegenheit, und, um nur offenkundige und sprichwörtlich gewordene Wahrheiten anzuführen, ich weiß nichts mehr anzufangen mit der Weisheit der Normannen, noch mit der Treulosigkeit Albions, noch mit dem Allemanischen Händeln. Die Hitze übt, ein wenig weiter, bei den Asiaten, alle die Wirkungen, welche man bei den Russen der Kälte zuschreiben müßte. Ich will bei dem Punkte nicht weiter verweilen. Es genügt, in diesen unvorsichtigen Äuße-

rungen eine Seite des Charakters Montesquieus dargelegt zu haben, die man durch den Einfluß des wunderlichen Klimas der Gascogne erklären muß.

Montesquieu hat in der That auf diesen Teil der Natur nur einen neugierigen, verstohlenen, indiskreten Blick geworfen. Er hat nicht gesehen, daß diese verschiedenen Bedingungen der menschlichen Gesellschaften, Klima, Land, Rasse — die letztere sehr ungewiß und unbestimmt in ihren Äußerungen, die beiden anderen sehr unsicher in ihren Wirkungen und nur verständlich, wenn man sie im Ganzen, in der Masse betrachtet — nur erste, unbestimmte und unzugängliche Ursachen sind; aus ihnen aber leiten sich Ursachen zweiten Grades ab, welche, wenn sie ihre Wirkungen vereinigen, die wirklichen und lebendigen Elemente der sozialen Erscheinungen hervorbringen, d. h. die Sitten, die Leidenschaften, die Vorurteile, die Instinkte, mit einem Worte, den nationalen Charakter der Individuen und den der Völker, welche diese Individuen bilden. Man kann nicht verlangen, daß Montesquieu eine Wissenschaft kannte, die noch dabei ist, ihre Methode zu bilden, ihre Materialien zu ordnen und ihre Grenzen zu suchen; aber er hat das Hauptziel derselben erfaßt, wenn er schreibt: „die verschiedenen Lebensweisen werden durch die verschiedenen Bedürfnisse in den verschiedenen Klimaten gebildet, und diese verschiedenen Lebensweisen haben die verschiedenen Arten von Gesetzen gebildet.“ Diese Ansicht hat ihm genügt, um seinen Weg zu erhellen, und unter unseren gelehrtesten Anthropologen ist nicht einer, von dem man sagen kann, daß er die Kenntnis des sozialen Menschen mehr gefördert hat als Montesquieu.

Er betrachtet die bürgerlichen Gesetze „in ihrer notwendigen Beziehung zu der Ordnung der Dinge, über welche sie Bestimmungen treffen“: ein gewaltiges Bild der Bestrebungen der Menschen, die menschlichen Gesellschaften zu organisieren. Diese Kapitel verdienten, viel mehr als Voltaires Werk,

den Titel: Essay über die Sitten und den Geist der Völker. Von der Reise, welche beide durch die Annalen der Menschheit machen, entwirft Voltaire, wie man recht gut gesagt hat, „die übersichtliche Karte“; Montesquieu verfaßt den erklärenden Text dazu. Er sieht in der Tiefe, was Voltaire nur an der Oberfläche bemerkt hat. Voltaire sucht nicht „die notwendigen Beziehungen“ der Dinge, er gefällt sich darin, überall das Werk des Zufalls zu zeigen: darauf erpicht, Gott aus der Geschichte zu verbannen, verbannt er daraus die Logik, die Konsequenz, das menschliche Bewußtsein und Urteil. Montesquieu hilft ihnen wieder zu dem gebührenden Platze.

Er giebt ausgezeichnete Ratschläge über die Art und Weise, Gesetze aufzustellen und abzufassen. Besonders hervorgehoben seien in den Kapiteln über das Privatrecht seine Ansichten über die Ehescheidung, deren Verfechter er ist; über die Schuldhaft, welche er in Zivilsachen unterdrücken will; über die Zivilstandregister, zu deren Förderern er gehört; über die Zwangsenteignung, deren Prinzip er aufgestellt hat.

Hoch anrechnen muß man ihm seine Gedanken über die Sklaverei. Es war nicht unnütz, auf den Mißbrauch derselben hinzuweisen und die Gefahren derselben darzulegen, hauptsächlich in einer Demokratie. Die Republik der Vereinigten Staaten hat, als sie sich bildete, die Sklaverei beibehalten; erst nach einer hundertjährigen Erfahrung hat sie sich davon losgemacht, und zwar nach einem Kampfe, der ihr beinahe das Dasein kostete. Es bedurfte einer Revolution, um die Sklaverei in den französischen Kolonieen zu unterdrücken. Es bedurfte der großen Ermattung der Regierungen nach den Aufregungen des Kaiserreichs und dem großen Wiener Frieden im Jahre 1815, daß das offizielle Europa sich der Schwarzen annahm und auf den Aufruf hörte, den Montesquieu mehr als ein halbes Jahrhundert vorher an es richtete. „Kleine Geister übertreiben zu sehr die Ungerechtigkeit, die man den

Afrikanern anthut," sagte er in seiner beißenden Ironie. „Denn wenn sie so schlimm wäre, wie sie behaupten, sollte es da den Fürsten Europas, die so viel unnütze Verträge unter einander schließen, nicht in den Kopf gekommen sein, einen allgemeinen Bund zu Gunsten der Barmherzigkeit und des Mitleids zu schließen?"

Die Fürsten Europas haben diesem von der Menschlichkeit diktierten Rate ihr Ohr geliehen, aber sie haben die weisen Ratschläge verkannt, welche Montesquieu ihnen in den Kapiteln über das Völkerrecht gegeben hat. In Bezug auf diesen Punkt schwankt man noch heute zwischen einem idealen Recht, welches die Philosophen an ihrem Schreibtisch und in den Hörsälen entwickeln, und einer realistischen Jurisprudenz, welche die Politiker in der Welt anwenden. Voltaire nannte sie „Jurisprudenz der Straßenräuber," und Montesquieu bei seiner größeren Nachsicht gegen die menschliche Natur und seiner größeren Achtung vor dem politischen Decorum, definiert sie als „eine Wissenschaft, welche die Fürsten lehrt, bis zu welchem Punkte sie der Gerechtigkeit Gewalt anthun können, ohne ihre Interessen zu schädigen."

„Ist denn etwas anderes möglich? fragte sich Voltaire in seinem Dialog über Hobbes, Grotius und Montesquieu. Existiert ein Völkerrecht? — Es thut mir sehr leid, wird ihm geantwortet, aber es ist weiter nichts zu thun, als beständig auf der Hut zu sein. Alle Könige, alle Minister denken wie wir, und deswegen stehen zwölfmalhunderttausend Söldner heute in Europa alle Tage in Friedenszeiten unter den Waffen. Es mag nur ein Fürst seine Truppen verabschieden, seine Festungen in Trümmer sinken lassen und seine Zeit mit der Lektüre des Grotius hinbringen, und, was gilt die Wette? in einem oder zwei Jahren wird er sein Reich verloren haben. — Das wäre eine große Ungerechtigkeit. — Zugestanden. — Und giebt es kein Mittel dagegen? — Keines, als sich in

Stand zu setzen, eben so ungerecht wie seine Nachbarn zu sein. Dann wird der Ehrgeiz durch den Ehrgeiz in Schranken gehalten; dann zeigen die Hunde von gleicher Kraft die Zähne und zerreißen sich nur, wenn sie sich um eine Beute zu balgen haben." So dachten die klugen Leute Europas in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Und die klugen Leute des 19. Jahrhunderts sind auch noch nicht weiter gekommen: man hat weitere Millionen von Menschen geopfert, ohne auch nur einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Die Empiriker auf dem Thron sind in ihrer politischen Hygiene bei den schrecklichen Aderlässen à la Broussais stehen geblieben. „Jeder Monarch, schrieb Montesquieu, hält alle Heere, die ihm zu Gebote ständen, wenn seine Völker in Gefahr wären, ausgerottet zu werden, in beständiger Kriegsbereitschaft, und diesen Zustand des Strebens aller gegen alle nennt man Frieden. Daher ist auch Europa so ruiniert, daß die Privatleute, die sich in der Lage befänden, in welcher die drei reichsten Mächte dieses Erdteils sich befinden, nicht wüßten, wovon sie leben sollten. Wir sind arm trotz der Reichtümer und des Handels der ganzen Welt; und bald werden wir nichts als Soldaten haben und auf dem Standpunkt der Tartaren angekommen sein."

Montesquieu legt die Hände nicht in den Schoß; er sucht nach einem Mittel und findet es eben in der Natur des Übels. Er nimmt seine Stellung nicht außerhalb der realen Welt; er tritt in sie ein, scheut nicht die Berührung mit ihr, sieht sie, nicht so wie sie sein müßte, sondern so wie sie ist und sich verhält. „In Europa sind die Nationen ziemlich gleich an Stärke; die, welche an einander grenzen, haben ungefähr den gleichen Mut. Das ist der große Grund ... der Freiheit Europas." Die Achtung vor dem Recht entspringt nicht der Versöhnung der Ansichten, sondern der Gegenüberstellung der Kräfte. „Die Fürsten, welche — als solche —

nicht unter bürgerlichen Gesetzen leben, sind nicht frei; sie sind ganz in den Händen der Gewalt; sie können fortwährend vergewaltigen oder vergewaltigt werden ... Ein Fürst, welcher sich immer in dem Zustande befindet, in welchem er vergewaltigt oder vergewaltigt wird, kann sich nicht über einen Vertrag beklagen, den man ihn mit Gewalt schließen läßt. Ebenso gut könnte er sich über seinen natürlichen Zustand beklagen." Die Gewalt verfügt sogar über den guten Ruf der Völker: „Erst der Sieg entschied, ob man punische Treue oder römische Treue sagen müßte." Den Hintergrund dieser barbarischen Beziehungen bildet der Krieg: man führt Krieg, um anzugreifen; man führt ihn, um sich zu verteidigen; man führt ihn, um zu erobern; man führt ihn, um dem Angriff zuvorzukommen, welchen man fürchtet, und um die Eroberung zu verhindern, von welcher man sich bedroht glaubt. Alles ist in diesem vermeintlichen Rechte auf das Interesse zurückzuführen; das Interesse ist die einzige Rechtfertigung desselben.

Der Krieg ist nicht ein Recht, er ist ein Akt der Gewalt; der Sieg schafft kein Recht durch sich selbst. „Es ist die Pflicht eines Siegers, einen Teil der Leiden, die er hervorgerufen hat, wieder gut zu machen. Folgendermaßen definiere ich das Recht des Sieges: ein notwendiges, gesetzmäßiges und unseliges Recht, welches immer eine ungeheure Schuld zu zahlen hinterläßt, um sich seiner Verpflichtung gegen die menschliche Natur zu entledigen." Unter diesen Bedingungen allein läßt die Eroberung sich rechtfertigen und ein Recht des Siegers über das besiegte Volk herleiten. Der Eroberer gewinnt dieses Volk dadurch, daß er es gut regiert. Ferner giebt es eine natürliche Grenze für die Eroberung: die Assimilationsfähigkeit. Man darf nur erobern, was man wahren und sich identifizieren kann. Die Staaten haben ihr Verhältnis und ihr Maß: man darf nicht die Grenzen des Gebietes,

welches man regieren kann, überschreiten, oder man wird die Kräfte der Regierung erschöpfen und das Prinzip derselben zerstören.

Alle Regeln des Völkerrechts lassen sich auf folgenden Grundsatz zurückführen und in folgender Vorschrift zusammenfassen: „daß die verschiedenen Nationen sich im Frieden so viel Gutes als möglich, und im Kriege so wenig Schlimmes als möglich anthun müssen, ohne ihren wirklichen Interessen zu schaden.“ Es genügt, diese Gedanken Montesquieus mit der von den Staaten beobachteten Praxis zusammenzuhalten, um zu zeigen, wie weit die Politiker noch davon entfernt sind, der Menschlichkeit, dem gesunden Menschenverstande und der Erfahrung Rechnung zu tragen.

Montesquieu hat sich nur mit einigen Ausblicken auf das gewaltige Thema begnügt und sich auf sparsame Betrachtungen beschränkt, bei denen die Konjektur eine zu große Rolle spielt, und bei denen die unvollständig von ihm beobachteten und gewissermaßen um ihn aufgehäuften Thatsachen ihm die Augen verdunkeln und ihn nur zu oft in die Irre führen. Sein größtes Verdienst hierbei ist, der erste auf dem Platz gewesen zu sein und vor Adam Smith versucht zu haben, den Problemen der Staatsökonomie eine wissenschaftliche Form zu geben.

Das bedeutendste und wertvollste Stück in diesem Teile des Geistes der Gesetze ist die Geschichte des Handels, welche Montesquieu darin eingeschaltet hat: es zeichnet sich durch klare Verteilung des umfassenden Stoffes und durch schöne Darstellung aus. Es ist eine Studie über den Fortschritt der Beziehungen zwischen den menschlichen Gesellschaften und ein langes von der Geschichte der Zivilisation losgelöstes Kapitel. Er zeigt darin, wie der Handel nach und nach „aus der Unruhe und Verzweiflung“ sich zur Sicherheit emporarbeitet. Aber was für blutige und schreckliche

Erfahrungen mußte man durchmachen, wie z. B. die Ächtung der Juden und die der Hugenotten in Frankreich, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß die Politik mit dem Interesse der Völker Hand in Hand geht. „Es ist ein anerkannter Erfahrungssatz, daß nur eine gute Regierung Gedeihen und Wohlstand spendet."

Die Theorie Montesquieus über den Handel beruht auf einer sehr feinen Unterscheidung zwischen dem „Luxushandel", der den Nationen das liefert, was ihrem Stolz schmeichelt — dem Handel der großen monarchischen Staaten, — und dem „wirtschaftlichen Handel", der von Transport und Kommissionsgeschäften lebt — dem Handel der Republiken und Länder von geringerer Ausdehnung. Obwohl Montesquieu eine gewisse Größe in dem Handel der Engländer nicht verkennt, so scheint ihm doch der ganze Geschäftsbetrieb an sich eher einer kleinen Regierung und kleiner Leute würdig. Die Römer verschmähten ihn, und die französische Monarchie hat Edleres zu thun. Ohne Zweifel ist Reichtum etwas wert, und der Reichtum eines Staates strebt danach, durch die Form eines ausgedehnteren Mobiliarvermögens in die Erscheinung zu treten. Montesquieu erkennt dies sehr gut. Er geht noch weiter. „Das Volk, welches am meisten Mobiliargüter der Art besitzt, ist das reichste", sagt er. Aber für sein Vaterland wünscht er einen Vorrang der Art nicht. Ehre und Reichtum, d. h. Ehre und Handel, können nicht Hand in Hand gehen: ich meine jene feudale Ehre, welche das Prinzip der monarchischen Regierung ist.

Was die andere angeht, die Volks- oder Bürgerehre, so ist Montesquieu im Gegenteil der Meinung, daß diese Ehre die Seele und die Stütze des Handels ist. Wenn er als Parlamentspräsident seine Stimme über den Handel abgiebt, so entscheidet er, trotz seiner Vorurteile, darüber als guter Richter. Seine Betrachtungen über die Gefahren der Spekulation und des Spiels an Stelle der redlichen Geschäftsarbeit,

über die Notwendigkeit, die Gesetze über die Bankerotts in aller ihrer Strenge aufrecht zu erhalten, verdienen um so mehr volle Beachtung, als die Thatsachen seine Ansichten vollauf bestätigt haben. Er hat sehr richtige Sätze über die Freiheit des Zinsfußes und über Wechselgeschäfte.

Einige Zeilen von ihm beleuchten deutlicher als man es je gethan hat, das Problem der Tarife und das der Handelsverträge. Der unlösliche Konflikt des Schutzzolles und des Freihandels wird in seinem wahren und eigentlichen Verhältnis dargestellt, und Montesquieu giebt an, auf welchem Wege man die Lösung desselben suchen muß: „da wo es Handel giebt, giebt es auch Zölle. Der Gegenstand des Handels ist die Ein- und Ausfuhr der Waren im Interesse des Staates; und der Gegenstand der Zölle ist ein gewisses Recht auf eben diese Ein- und Ausfuhr, gleichfalls zu Gunsten des Staates. Der Staat muß also neutral sein zwischen seinem Zoll und seinem Handel und muß dafür sorgen, daß beide Dinge sich nicht kreuzen."

Ich stelle neben diese Grundsätze folgendes Beispiel zur Erläuterung derselben:

„Eine schlimme Art von Reichtum ist jener vom Zufall abhängige Tribut, der nicht von dem Gewerbefleiß der Nation, von der Zahl ihrer Einwohner oder der Bebauung ihrer Ländereien abhängt. Der König von Spanien, der große Summen von seinem Zollamt in Cadix erhält, ist in dieser Hinsicht nur ein sehr reicher Privatmann in einem sehr armen Staate . . . Wenn einige Provinzen in Castillen ihm eine solche Summe gäben wie das Zollamt in Cadix, so würde seine Macht viel größer sein: seine Reichtümer wären nur eine Folge derjenigen seiner Länder; jene Provinzen würden alle anderen anfeuern, und alle zusammen wären mehr imstande, die entsprechenden Lasten zu tragen: an Stelle eines großen Schatzes würde man ein großes Volk haben."

Montesquieu hat die ganze Tragweite der Handelsbeziehungen zwischen den Völkern erkannt: „Zwei Nationen,

welche zusammen Handel treiben, machen sich gegenseitig von einander abhängig.“ Wohl geleitete Beziehungen und wohl überlegt abgeschlossene Handelsverträge bahnen die wohlthätigsten Bande zwischen zwei Völkern an; aber das Gegenteil ist nicht minder wahr, und die Erfahrung bestätigt, daß dies noch häufiger vorkommt. Montesquieu scheint also zu schnell verallgemeinert zu haben, wenn er behauptet, daß „die Förderung des Friedens die natürliche Wirkung des Handels ist.“ Der Handel bedarf des Friedens, aber er erzeugt einen hartherzigen, eifersüchtigen, argwöhnischen Konkurrenzgeist, der zu ebenso schweren Konflikten treibt, wie die politischen Rivalitäten, und zu ebenso unversöhnlichen Tarifkämpfen, wie die Kriege um die Grenzen.

Wenn Montesquieu die Verfassung der Vereinigten Staaten hätte kennen lernen können, so würde er in mehr als einem Punkte seine Kapitel über die Demokratie geändert haben; wenn er die Sitten der Amerikaner beobachtet hätte, so würde er mehrere seiner Ansichten über den Handel modifiziert haben. Nicht daß es ihm an Ahnungen über die den großen industriellen Nationen vorbehaltene Zukunft gefehlt hätte. Wohl bemerkt hat er die Schwierigkeit, welche diesen Völkern in der Wahrung ihrer öffentlichen Sitten erwächst: gerade die Wirkungen der Arbeit, die sie leben läßt, müssen sie bekämpfen: „In den Ländern, in denen man nur vom Handelsgeist erfaßt ist, schachert man mit allen menschlichen Handlungen und allen moralischen Tugenden: die geringsten Dinge, die, welche die Menschlichkeit verlangt, werden dort nur für Geld gethan und gegeben. Der Handelsgeist bringt im Menschen ein gewisses Gefühl peinlicher Gerechtigkeit hervor, ein Gefühl, das einerseits dem Räuberwesen, andererseits jenen moralischen Tugenden entgegensteht, die uns nicht immer unsere Interessen mit aller Strenge erwägen und sie um derjenigen der anderen willen hintenansetzen lassen.“

Der Merkwürdigkeit halber und um mit diesem Punkte fertig zu werden, wollen wir noch folgenden Gedanken mitteilen, der das Kapitel vom Handel der Griechen beendet: „Welche Quelle für das Gedeihen Griechenlands waren doch die Spiele, welche es so zu sagen der ganzen Welt gab!“ Montesquieu als Erfinder der Weltausstellungen, das ist allerdings etwas Kurioses!

Wenn man die großen und edlen Gedanken Montesquieus über die Pflichten der Gesellschaft gegen ihre Glieder aus ihrem Zusammenhange loslösen wollte, so könnte man in ihm einen Vorläufer des modernen Staatssozialismus sehen. „Ein Mensch ist nicht arm, weil er nichts hat, sondern weil er nicht arbeitet,“ sagt er im Anfange seines Kapitels über die Krankenhäuser, und er fährt fort: „der Staat schuldet allen Bürgern ein sicheres Auskommen, Nahrung, passende Kleidung und eine der Gesundheit nicht zuwiderlaufende Lebensweise.“ Der Staat ist verpflichtet, die industriellen Krisen zu beschwören, „sei es, um zu verhindern, daß das Volk leidet, sei es, um zu vermeiden, daß es sich empört.“ Das Mittel besteht in der Eröffnung von Schulen für die Handarbeit betreibenden Gewerbe, in der Erleichterung der Ausübung dieser Gewerbe und in der Versicherung der Arbeiter gegen die Gefahren, welche sie dabei bedrohen.

In den handeltreibenden Ländern, „wo viele Leute nur ihre Kunstfertigkeit haben, ist der Staat oft genötigt, für die Bedürfnisse der Greise, der Kranken und der Waisen zu sorgen. Ein wohl geordneter Staat schöpft die Mittel zu diesem Unterhalt aus dem Handwerk und den künstlerischen Fertigkeiten selbst; er giebt den einen die Arbeiten, zu denen sie befähigt sind; er lehrt die anderen arbeiten, was ja auch schon eine Arbeit ist.“ Man täusche sich jedoch nicht: Montesquieu hat hier weder die nationalen Werkstätten, noch das Recht auf Arbeit im Sinn, und was er als Prinzip

hinstellt, ist ganz einfach die Praxis der Monarchieen des „ancien régime“. Man vergleiche mit diesem Kapitel über die Krankenhäuser das Kapitel Tocquevilles über die Sitten in der Verwaltung unter dem „ancien régime“, und man wird den wahren Gedanken Montesquieus haben.

Die Monarchie, welche er immer im Auge hat, ist die väterlich gesinnte Monarchie; seine Ansichten über die Pflichten des Staates gegen die Unterthanen des Fürsten rühren von derselben Vorstellung her, wie seine Rangordnung der privilegierten Körperschaften und sein System der Vorrechte. Alle diese Konsequenzen entspringen dem Prinzip selbst der Monarchie und dem feudalen Charakter ihrer Anfänge. Eine Geschichte der feudalen Einrichtungen, d. h. die historische Daseinsberechtigung der Monarchie und der Privilegien, bildeten so die Ergänzung des Montesquieuschen Werkes und schloß sich mit mannigfaltigen Fäden, die ohne Zweifel ein wenig verwickelt, aber vortrefflich geknüpft sind, an alle Teile des Geistes der Gesetze an.

In diesem Punkte wie in so vielen anderen im Widerspruch mit den meisten seiner Zeitgenossen und ihnen darin auch sehr überlegen, interessierte sich Montesquieu für die Geschichte des Mittelalters. Er suchte in den dunklen Anfängen Frankreichs das Gesetz der Geschicke seines Vaterlandes. Der Stolz des Edelmanns trieb ihn dazu ebenso wie der Wissensdrang des Denkers. Beides zog ihn hin zu jenen geheimnisvollen Wäldern, aus denen mit den Germanen, seinen vermeintlichen Vätern, die Elemente der politischen Freiheit stammen. Er ging auf Entdeckungen aus. Die Arbeit war hart, die Forschungen langsam und mühevoll. „Alles,“ sagte er, „scheint Meer zu sein und selbst die Ufer scheinen dem Meere zu fehlen. Alle jene kalten, trockenen, langweiligen und schwer verständlichen Schriften muß man lesen, muß man verschlingen . . .“ — „Es ist doch ein herrliches Schauspiel,

das die Feudalgesetze gewähren. Eine alte Eiche erhebt sich; von weitem sieht das Auge ihr Blätterwerk; man tritt näher, man sieht ihren Stamm, aber man bemerkt nicht die Wurzeln: um sie zu finden, muß man die Erde durchwühlen."

Ein sehr lebhafter Streit, der unterdessen ausbrach, begeisterte Montesquieu vollends für diese Arbeit. Im Jahre 1727, fünf Jahre nach dem Tode ihres Verfassers, erschienen die Geschichtlichen Denkwürdigkeiten des Grafen von Boulainvilliers über die alten Regierungsformen Frankreichs. Es wurde darin die These von der germanischen Eroberung und von der Freiheit durch die Verwaltung der Generalstände aufgestellt. Die Eroberer, welche Gallien unterjocht hatten, hatten sich, nach Boulainvilliers, eben auf Grund dieser Eroberung, das Recht und die Pflicht gegeben, das Königtum in Schranken zu halten. Der Abbé Dubos, beständiger Sekretär der französischen Akademie, verfocht eine ganz entgegengesetzte Ansicht in seiner kritischen Geschichte der Begründung der französischen Monarchie in Gallien, welche 1734 erschien.

Nach ihm waren die Germanen, übrigens nur gering an Zahl, nicht als Eroberer, sondern als Bundesgenossen der Römer in Gallien eingezogen; ihre Niederlassung in dem Lande brachte demselben keine neuen Einrichtungen. Die Anführer jener Banden empfingen von den Römern die Regierung der von ihnen besetzten Gebiete und regierten sie nach den römischen Gebräuchen. Die Umwälzung, welche Frankreich schuf, fand erst später statt; sie bestand in der Verwandlung der Ämter in Lehnsherrlichkeiten; so kam das Lehnswesen zur Herrschaft, welches in Gallien, zum Vorteil der Lehnsherren, die Regierung der Eroberung einführte.

Montesquieu that sich etwas darauf zu gute, von den Germanen abzustammen, aber sein Geist kam gänzlich von Rom. Er schien dazu bestimmt zu sein, jene beiden sich wider-

sprechenden Theorien zu versöhnen. „Der Herr Graf von Boulainvilliers und der Herr Abbé Dubos," sagte er, „haben beide Systeme aufgestellt, von denen das eine eine Verschwörung gegen den dritten Stand, und das andere eine Verschwörung gegen den Adel zu sein scheint." Er behauptete, zwischen beiden zu stehen. Seine Neigung, zog ihn auf die Seite Boulainvilliers, welchen er für einen Edelmann ansah, und entfernten ihn von Dubos, welchen er, trotz ihrer akademischen Kollegenschaft, für einen Emporkömmling und pedantischen Bücherwurm hielt. Er kritisierte Boulainvilliers mit Hochachtung; er pflichtete Dubos, wenn ihre Meinungen sich deckten, nur mit verächtlicher Miene bei; er sprach über ihn nur spöttisch.

Er ging sozusagen um das Thema herum, bevor er es anpackte. Im 18. Buche, wenn er von den Gesetzen in ihren Beziehungen zu der Natur des Bodens spricht, handelt er von den fränkischen Königen, von ihrer Großjährigkeit, ihrem langen Haar und den Versammlungen der Nation unter ihrer Leitung. Er nimmt die Frage wieder auf im 28. Buche: Von dem Ursprung und den Umwandlungen der bürgerlichen Gesetze bei den Franzosen. Er definiert das Thema lang und breit, packt es von der einen Seite an und macht plötzlich Halt. „Ich würde ein großes Werk in ein großes Werk einschachteln. Ich bin wie jener Altertumsfreund, der sein Land verließ, in Egypten ankam, einen Blick auf die Pyramiden warf und wieder Kehrt machte." Indessen die Pyramiden zogen ihn unwiderstehlich an, er kam darauf zurück und wollte diesmal das Geheimnis des Bauwerks lichten. „Ich glaube," schrieb er 1748, nach Beendigung des 30. und des 31. Buches, d. h. der Theorie der Feudalgesetze, „ich glaube Entdeckungen auf einem Gebiete gemacht zu haben, vielleicht dem dunkelsten, welches wir haben, das aber dennoch ein ganz prächtiges Gebiet ist."

Nachdem er über den Ursprung der Feudalgesetze gehandelt hat, welchen er in Cäsar und Tacitus sowie in den Gesetzsammlungen der Barbaren findet, tritt er in den Kampf mit Dubos ein. Er bemüht sich, ihm gegenüber zu beweisen, daß die von den barbarischen Häuptlingen besetzten Ländereien keinen Tribut bezahlten. Auf diesen Punkt richtet sich der Hauptangriff in dem Kampfe. „In jenen Seiten, wo er eher positive Behauptungen aufstellt, als sich in Diskussion einläßt, und eher seiner Spottlust Raum giebt, als wissenschaftlich widerlegt," sagt einer der scharfsinnigsten und vernünftigsten Schiedsrichter dieser großen historischen Fehde, Herr Vuitry, „vernichtet Montesquieu nicht die von Dubos gelieferten Beweise in ihrer Gesamtheit, wenigstens was die Aufrechterhaltung der römischen Zölle unter den ersten fränkischen Königen hinsichtlich der Gallo-Römer anbetrifft. Aber seine Schlußfolgerungen sind zutreffender und unumstößlicher hinsichtlich der Franken, und man kann nicht verkennen, daß, wenn die Könige sich oft bemüht haben, diese dem Staatstribut zu unterwerfen, ihnen das nicht gelungen ist."

Montesquieu studiert nach einander den Ursprung des feudalen Grundzinses, den der Lehnspflicht, den der Lehnsgüter; die Frage des Kriegsdienstes der freien Männer; die Gerichtsbarkeit der Lehnsherren; die Umwandlung der Benefizien in Lehnsgüter und die Umwälzung, welche die Lehnsgüter erblich machte. Diese Umwälzung führte die Feudalregierung ein. Montesquieu bringt sie in Verbindung mit jener weiteren Umwälzung, welche eine andere Familie zur Regierung brachte und mit einem großen Lehen das Königtum vereinigte, das bei der Zersplitterung der Macht kein Besitztum mehr hatte. Aus diesen beiden gleichzeitig stattfindenden und in Zusammenhang stehenden Ereignissen leitet Montesquieu eine erste Folge ab: das Recht der Erstgeburt. Die Lehen waren vorher widerruflich, und das Königtum fiel bald diesem, bald jenem

zu. Von nun an wird die Krone erblich, wie die Lehen es geworden sind. Die Übertragung der Lehen an Fremde ist eine Folge davon. Für den Lehnsherrn ergeben sich daraus besondere Rechte: das Recht des Lehnsgeldes und der Verkäufe, das Recht des Rückkaufes, das Nutznießungsrecht, die Huldigungsordnung und jenes Prinzip des alten französischen Rechtes, daß das eigentliche Vermögen sich nicht auf die Verwandten in aufsteigender Linie vererbt. „Ich schließe, schreibt damals Montesquieu, die Abhandlung über die Lehen da, wo die meisten Schriftsteller sie angefangen haben."

Hiermit unterbricht er seine Arbeit plötzlich und schließt mit dieser schönen juristischen Darlegung jene drei Bücher ab, in denen er nach dem Urteile eines Meisters „mit solcher Kraft, aber auch mit so viel Laune und Willkür seine Ansichten über den Ursprung unserer sozialen Einrichtungen entworfen hat."

Seit Montesquieu hat das Studium des Mittelalters, welches zu seiner Zeit noch unsicher umhertappte und auf Mutmaßungen angewiesen war, eine Wissenschaft hervorgebracht, die in unseren historischen Schulen einen hervorragenden Platz einnimmt. Die tiefer gehenden Untersuchungen, welche man vorgenommen hat, die Durchforschung der Quellen, die man sich hat angelegen sein lassen, haben die Debatten, welche die französischen Gelehrten zur Zeit Montesquieus in zwei feindliche Lager trennten, erneuert und ihnen zu ganz merkwürdiger Ausdehnung verholfen. Der Kampf tobt noch heute und ist durchaus nicht seinem Ende nahe. Obgleich eine Anzahl der Behauptungen Montesquieus gefallen sind, wird seine Bedeutung für die ganze Frage unumwunden anerkannt. Er hat das Terrain rekognosziert, den ersten Anstoß gegeben. „Man muß, sagte er, die Geschichte durch die Gesetze, und die Gesetze durch die Geschichte erklären." Damit gründete er ganz einfach eine Wissenschaft und hinterließ seinen Schülern eine sichere Methode.

Diese beiden großen Episoden über den Handel und die Feudal-Gesetze bilden in ihrem Ernst und der Wucht der Gedanken gleichsam lange, eine weite Aussicht gewährende, aber ein wenig kalte und nackte Galerien. Als Schmuck derselben vermochte Montesquieu nur hier und da Büsten oder Bildsäulen aufzustellen, und das hat er gethan. Unter diesen Bildsäulen sind zwei, welche alle andern durch die Größe der Persönlichkeit und die Schönheit der Ausführung überragen: Alexander und Karl der Große, als Eroberer und Förderer der Zivilisation. In dem Bilde der Persönlichkeit dieser Helden hat Montesquieu seine edelsten und erhabensten Gedanken über die Kunst, die Menschen zu regieren, niedergelegt.

Italien! Italien! ruft er, als er an dem Ziel der Reise anlangt, das er sich gesetzt hatte. Er schließt nicht; er klappt sein Buch nicht zu, er läßt es gewissermaßen für die Zukunft offen.

VIII.

Kritik und Verteidigung des Geistes der Gesetze. Montesquieus letzte Jahre. Sein Einfluß auf Europa unter dem Ancien Régime. Seine Ansichten über die französische Regierung.

Der Geist der Gesetze wurde in Genf gedruckt, wo das Werk im Monat November 1748 in zwei Quartbänden erschien. Der Name des Verfassers war nicht angegeben, aber jedermann setzte den Montesquieus auf das Titelblatt. Das Buch befand sich in Frankreich in den Händen aller Leute, die etwas auf sich hielten, obgleich die Zensur den Verkauf desselben nicht gestattet hatte. Der Erfolg war bedeutend. Kritiker fehlten nicht. Die einfache Art, das schlichte Wesen des großen Mannes mußte ihm Neider erwecken. Er rüttelte an zu vielen Vorurteilen und trieb zu viel Gewohnheiten aus ihrem Geleise, um nicht Einspruch dagegen zu erregen. Besonders hatte er gegen sich die Philosophen der reinen Vernunft, die ja immer von der Erfahrung nichts haben wissen wollen; sie verdammten den Geist der Gesetze, ohne ihn zu verstehn, und die historische Methode, ohne zu versuchen, sie anzuwenden.

Montesquieu hatte einen Freund in dieser Schule. Es war Helvétius; er verfaßte eine Abhandlung über den Geist im allgemeinen, aber er begriff nicht den Montesquieus. Er besaß ein zuversichtliches Wesen, wogegen es ihm an Tiefe mangelte; er faßte in wenigen Zeilen alle Einwürfe, welche

die politiſchen Theoretiker gegen den Geiſt der Geſetze erhoben, zuſammen: „Der Verfaſſer legt der Welt oft eine Vernunft und eine Weisheit bei, die im Grunde nur ſeine eigne iſt . . . Ein Schriftſteller, der den Menſchen nützlich ſein wollte, mußte ſich eher mit den in einer zukünftigen Ordnung der Dinge zu beobachtenden wahren Grundſätzen befaſſen, als die gefährlichen rechtfertigen . . . Ich kenne nur zwei Arten von Regierungen: die guten und die ſchlechten; die guten ſollen erſt noch kommen.“ Helvétius fand, daß Montesquieu in ſeiner Auffaſſung der Politik zu wenig einfach, daß ſeine Hygiene zu langſam war, und daß ſie zu viel Geduld ſeitens des Arztes und zu viel Kraft ſeitens des Patienten erforderte. Warum ſo viel ängſtlich genaue Vorſchriften, ſoviel Verhaltungsmaßregeln über die Lebensweiſe? Ein gutes Rezept war ſo leicht zu finden und ein gutes Tränkchen ſo leicht zu nehmen! „Meine Abſicht,“ ſagte Montesquieu von einem, der ihn ſo kritiſierte, „war, mein Werk zu ſchaffen und nicht das ſeinige.“ Helvétius, welcher fürchtete, daß der Geiſt der Geſetze dem Ruhm ſeines Freundes ſchaden möchte, hätte ſich ſehr wohl dabei befunden, wenn er hätte tauſchen können.

Montesquieu hatte ſich gegen Pacht und Pächter jeder Art verächtlich ausgeſprochen. Der Wunſch nach Rache drückte einem von ihnen die Feder in die Hand: er hieß Claude Dupin und verbrach im Jahre 1749 Betrachtungen über einige Teile eines Buches, betitelt Geiſt der Geſetze. Dieſer Titel war thöricht, und wie der Titel war das Buch. „Wenn Sie auf eine Stellung Anſpruch machen,“ ſagte Dupin, „ſo werden Sie gut thun, einen anderen Weg einzuſchlagen; dieſer dürfte Sie nicht zum Ziele bringen.“ Die Stellung, auf welche Montesquieu Anſpruch machte, gehörte zu jenen, über welche Leute wie Dupin nicht verfügen. „Da bin ich nun,“ ſchrieb er an einen Freund, „vor das Tribunal der Zöllner

zitiert worden ..." Dupin wagte nicht, die Sache bis aufs äußerste zu treiben, und begnügte sich damit, seine beiden Bände heimlich zirkulieren zu lassen. Es kommen darin, wenn auch nicht Betrachtungen, so doch wenigstens richtige Bemerkungen vor. Montesquieu war manchmal unachtsam und zerstreut; Dupin machte auf diese Irrtümer aufmerksam und Voltaire benutzte später diese Hinweise in seinen über Montesquieu handelnden Schriften, dem ABC im Jahre 1768, und dem Kommentar über den Geist der Gesetze im Jahre 1777.

Voltaire bereitete seinen Essay über die Sitten vor, als der Geist der Gesetze erschien. Dieses Meisterwerk scheint ihm unbequem gewesen zu sein. Er liebte Montesquieu nicht. Montesquieu zeigt wenig Geschmack für Voltaire, in dem er nur einen Dilettanten sah. „Es wäre ein Schimpf für die Akademie, wenn Voltaire dazu gehörte, und ihm wird es eines Tages ein Schimpf sein, daß er nicht dazu gehört hat." — „Er hat zu viel Geist, um mich zu verstehen," fügte Montesquieu hinzu. Voltaire hörte nur halb und verstand nur halb. Er machte so zu sagen Halt bei den Spitzen und bemerkte dabei kaum, was in der Tiefe lag. Er lobte Montesquieu, wenn man ihn angriff, er griff ihn an, wenn man ihn lobte, wobei er ihn stets kratzte, selbst wenn er ihn zu liebkosen schien, und dann die Wunden mit Blümchen bedeckte. Doch rührt von ihm jenes schöne Wort her, welches viele Epigramme wieder gut macht: „die Menschheit hatte ihren Adelsbrief verloren, Herr von Montesquieu hat ihn wiedergefunden und ihr zurückgegeben."

Was Voltaire am meisten an dem Geist der Gesetze gefiel, war der Widerspruch, den das Buch bei der Geistlichkeit hervorrief. Die Jesuiten verurteilten es, unter Beobachtung der Formen der Höflichkeit, im Journal de Trévoux; die Jansenisten griffen es mit Schärfe und Bitterkeit

in den Kirchlichen Nachrichten im Monat April und Oktober 1749 an. Beide gingen Montesquieu zu Leibe wegen seiner Äußerungen über den Spinozismus, über das Klima, über die Stoiker, über den Selbstmord, über Montezuma, über die Vielweiberei, über die Ehescheidung und über Julian den Abtrünnigen. Aber das waren nur Vorpostengefechte. Den Hauptangriff richteten sie gegen das Kapitel über die Religion, welches sie für den schwächsten Punkt der Festung hielten, und gegen das über die Duldsamkeit, wo Montesquieu selbst die Bresche geöffnet hatte. Montesquieu, sagten sie, betrachtet alle Religionen als Zuchtmittel; er unterscheidet nicht die wahrhaftige, welche alle Rechte besitzt, von den falschen, welche keins haben. Sie warfen ihm Gottlosigkeit vor und wiesen ihm Widersprüche nach. „Die Zwischensätze, welche der Verfasser einschaltet, um uns so zu sagen, daß er ein Christ ist," schreibt der Kritiker der Kirchlichen Nachrichten, „sind schwache Burgen für seine katholische Rechtgläubigkeit. Der Verfasser würde über unsere Einfalt lachen, wenn wir ihn für das hielten, was er nicht ist." Montesquieu war geneigt, die Hugenotten in Frankreich zu dulden und die Missionen in China zu untersagen; und das war gerade das Gegenteil von dem, was das Journal de Trévoux und die Kirchlichen Nachrichten wollten. Sie schlossen daraus, daß der Geist der Gesetze „zu Gunsten der alten und neuen Verfolger der christlichen Kirche entscheide." Der Jansenist schloß mit einer kräftigen Denunziation und mit einem Aufruf an den weltlichen Arm der Gerechtigkeit gegen ein Buch, „welches die Leute lehrt, die Tugend als eine unnütze Triebfeder in den Monarchieen anzusehen."

Montesquieu fühlte sich durch solche Zumutungen gekränkt. Er veröffentlichte eine Verteidigung des Geistes der Gesetze, welche im Monat April 1750 erschien. Die Broschüre ist glänzend geschrieben und von wundervoller Ironie. Er

zeigt darin, was er wirklich gemeint hat, ehe die Kritiker durch fragmentarische Anführungen seine Gedanken entstellt hatten. Er weist die meisten der an Einzelheiten sich heftenden Kritiken glänzend zurück; anders freilich ist es mit den Kritiken, welche das Wesen des Werkes angreifen. Um seine Rechtgläubigkeit zu beweisen und sich als unterwürfigen Sohn der Kirche hinzustellen, hätte er gerade das Prinzip des Geistes der Gesetze verleugnen und die Hälfte des Werkes verbrennen müssen. Er ging darauf nicht ein und that, was er gleich anfangs hätte thun sollen: er strafte seine Gegner mit Verachtung. „Das Buch verurteilen," schrieb er an einen Freund, „damit ist nichts gethan: man muß es vernichten." Die Sorbonne war der Sache nicht gewachsen; sie befaßte sich mit der Angelegenheit, aber die Gelehrten konnten sich über die hauptsächlichsten Anklagepunkte nicht einigen. Man denunzierte das Werk der Synode; sie schenkte den Angebern kaum Beachtung. Die Brüderschaft des heiligen Kollegiums setzte das Buch auf den Index; man sprach wenig davon und niemand achtete darauf. Malesherbes hatte sich inzwischen der Sache angenommen und dafür gesorgt, daß der Bann, der den Geist der Gesetze an der Grenze festhielt, gelöst wurde. So erhielt dieses Meisterwerk des französischen Genies gegen Ende 1750 sein Heimatsrecht. In weniger als zwei Jahren kamen zweiundzwanzig Auflagen heraus, und man übersetzte es in alle Sprachen.

Die Italiener waren ganz enthusiasmiert davon; die Engländer fanden nicht Lobes genug. Der König von Sardinien ließ es seinen Sohn lesen. Der große Friedrich, der Bemerkungen zu den Betrachtungen über die Römer geschrieben hatte, verhielt sich etwas reserviert gegenüber dem Geist der Gesetze. „Herr von Maupertuis hat mir mitgeteilt," schrieb Montesquieu, „daß er (Friedrich) Dinge gefunden habe, in denen er nicht meiner Meinung war. Ich

habe ihm geantwortet, daß ich wetten möchte, daß ich den Finger auf diese Stellen legen könnte." Aber Friedrich, welcher seinen Vorteil wahrnahm wo er ihn fand, hütete sich doch wohl, die Lehren Montesquieu außer Acht zu lassen, und man kann die weisen Grundsätze des Geistes der Gesetze über die Eroberungen durch die Geschichte der Regierung Schlesiens erläutern.

Montesquieu konnte seinen Ruhm völlig auskosten. Er alterte umgeben von der Bewunderung Europas und schrieb fast nichts mehr. Ein schönes Fragment im Sinne der stoischen Philosophie, Lysimachus, der anmutige Roman Arsaces und Ismenia, ein für die Encyclopädie bestimmter Essay über den Geschmack sind alles, was aus seinen letzten Jahren übrig ist. Seine Zeit zwischen Paris und La Brède teilend, im Genuß seines Vermögens und der Gesellschaft seiner Freunde, wurde er blind und ertrug diese schwere Prüfung mit gelassener Heiterkeit. „Es scheint mir," sagte er, „daß das, was mir noch an Licht übrig bleibt, nur die Morgenröte des Tages ist, an welchem meine Augen sich für immer schließen werden." Es entsprach seinem Leben und innersten Empfinden, daß er starb, wie er gesagt hatte, mit einem der Hoffnung zugewandten Antlitz. Er hatte eine stoische Seele; er starb in Hochachtung vor der christlichen Religion. Er verschied zu Paris am 10. Februar 1755, im Alter von 66 Jahren.

Sein Ruhm erlosch nicht mit seinem Tode; er befestigte sich und wuchs mit der Zeit. Das Urteil der Nachwelt und die Zukunft seines Buches lag ihm sehr am Herzen. „Mein Werk," sagte er, „wird mehr gelobt als gelesen werden." Er hätte hinzufügen können: öfter gelesen, als begriffen, und öfter begriffen als angewandt. Seine Heilmethode in der Art des Hippokrates, die von den Theoretikern verschmäht wurde, ärgerte die Empiriker. Er riet den Fürsten Maßhalten und

Mäßigung, und alle Regierungen Europas hatten die Tendenz, durch den Mißbrauch der Macht ihren Verfall anzubahnen. Die Strömung war in der Praxis für den aufgeklärten Despotismus, in der Theorie für das Naturrecht. Die Philosophen und Politiker nahmen aus Montesquieu, was sie fassen konnten: seine Methode ging über ihr Verständnis. Sie rufen seine Autorität in Kleinigkeiten an und verkennen seinen Geist; sie setzen die Reformen, die er anrät, ins Werk und verstoßen gegen die Regeln, die er vorschreibt.

D'Alembert schrieb eine Lobrede auf ihn und fügte eine Analyse des Geistes der Gesetze hinzu, in welcher er das Buch und den Verfasser für die Encyclopädie in Anspruch nimmt. Beccaria, welcher durch die Kapitel über die Strafgesetze besonders angeregt wird, ist ein Rechtsgelehrter: er versteht wohl Schlüsse zu machen, aber keine Beobachtungen anzustellen. Filangieri ahmt Montesquieu nach und erlaubt sich, ihn zu korrigieren: „Montesquieu beschäftigt sich damit, die Gründe für das, was man gethan hat, nachzuweisen, und ich versuche, die Regeln für das, was man thun soll, darzulegen." Bielfeld entlehnt Montesquieu den ganzen Inhalt seiner Politischen Institutionen; dazu thut er aber noch eine tüchtige Dosis Naturrecht und versucht durch diese Mixtur den Geist der Gesetze mit dem System Wolfs zu verschmelzen.

Die Fürsten verfahren wie die Philosophen. „Sein Buch ist mein Brevier'" sagte die große Catharina. Sie macht Auszüge daraus, die sie der Beachtung ihrer bekannten Kommission für das russische Gesetzbuch anempfiehlt; aber wenn sie ihren Unterthanen pomphafte Grundsätze über die menschliche Gleichheit und Freiheit spendet, so macht sie doch in der Praxis folgende Regel des Meisters zu ihrem Leitstern: „daß ein ausgedehntes Reich naturgemäß eine unumschränkte Macht bei dem Herrscher desselben voraussetzt;" sie schließt daraus, daß das beste Mittel den russischen Staat hochzu-

halten, ist, das Prinzip desselben d. h. die Selbstherrschaft zu kräftigen. Die Verfasser des preußischen Gesetzbuches von 1792 standen gleichfalls unter dem Einflusse des Geistes der Gesetze. Ihr ganzes Werk predigt nur den aufgeklärten Despotismus; aber jene Verwaltungsbehörden, die sich gegenseitig kontrollieren und unterstützen; jene Art Unabsetzbarkeit der Staatsbeamten, welche ihnen die Unabhängigkeit sichert; jener beträchtliche den Adligen gewährte Anteil an der Kommunalverwaltung; jene streng durchgeführte Rangstufe und Kastenordnung; jenes den Edelleuten auferlegte Verbot, Handel zu treiben, erinnern an die Maßregeln, welche Montesquieu vorschlug, um das Prinzip der Monarchie zu wahren.

In Frankreich galt Montesquieu den Pedanten und Frömmlern stets für einen Prediger des Aufruhrs. Sie klagten ihn an, daß er den Altar und den Thron erschüttere. Crevier unterfing sich, dies an der Hand von Beweisstücken offen darzulegen, und veröffentlichte im Jahre 1764 einen Band unter dem Titel: Betrachtungen über das Buch vom Geiste der Gesetze. Crevier war ein Kenner der alten Geschichte, und es fiel ihm nicht schwer, hier und da Montesquieu auf einem Fehler zu ertappen. Sein Geist war von Natur schwerfällig, und daß dem so war, dafür liefert sein Buch den besten Beweis. Er nahm die von den Kirchlichen Nachrichten aufgestellte These wieder auf: da er in Montesquieu nur einen nach ungesundem Ruhm lüsternen Schriftsteller sah, so entdeckte er im Geist der Gesetze nur den Geist der Eitelkeit, des Widerspruchs und der Parteiung. „In seinem Streben," sagte er, „der Freund der Menschen zu sein, hört der Verfasser auf, sein Vaterland so wie er soll zu lieben .... Der Engländer muß sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn er dieses Werk liest; aber in dem Herzen der guten Franzosen muß die Lektüre nur Ärger hervorrufen."

Crevier hatte Recht, wenn er so von den Engländern

ſprach. Sie zeigten ſich durch das Buch geſchmeichelt; ſie thaten noch etwas Beſſeres: ſie zogen Nutzen daraus. Bis dahin hatten ſie ihre Verfaſſung für gut befunden, ohne ſie weiter zu analyſieren. Montesquieu lehrte ſie die Daſeinsberechtigung ihrer Geſetze. Es erſtanden ihm aus ihrer Mitte Schüler. Blackſtone geht von ihm aus, und alle Erklärer der engliſchen Verfaſſung beziehen ſich auf Blackſtone. Dazurechnen muß man den Genfer De Lolme; ſein Werk, das im Jahre 1771 erſchien, gab die genaue Beſchreibung jener Regierung, von welcher Montesquieu nur die Prinzipien und die Grundſätze dargelegt hatte.

Lange bevor die Europäer daran dachten, dieſe Grundſätze auf die alten monarchiſchen Einrichtungen des Feſtlandes anzuwenden, hatten die Amerikaner durch einen kühneren Verſuch ſie der Demokratie angepaßt. Montesquieu hatte geahnt, daß die amerikaniſchen Kolonieen Englands ſich von dem Mutterlande loslöſen würden, und er hatte auf die Form eines Staatenbundes hingewieſen, als das einzige Mittel, jene Elemente zu verſöhnen, welche das Altertum nicht zu vereinigen verſtanden hat: die Ausdehnung der Grenzen, die Demokratie und die Republik. Waſhington kannte den *Geiſt der Geſetze*, und der Einfluß dieſes Buches auf die Urheber der Verfaſſung der Vereinigten Staaten kann nicht beſtritten werden. Die Amerikaner haben ſich die Anſichten Montesquieus über die Trennung der Gewalten zur Richtſchnur genommen; ſie haben die Demokratie in den Staaten der Union eingerichtet, deren Gebiet beſchränkt iſt; ſie haben die Republik in dem Bunde dieſer Staaten durchgeführt. Und ſie haben dieſe Demokratie und dieſe Republik einrichten können, weil ſie die Sitten derſelben hatten: ſie hegten von ihrem puritaniſchen Urſprung her ein reges religiöſes Gefühl, ſie predigten Unterwerfung unter die Regel, ſie waren gewohnt, die eigne Perſon und das eigne Intereſſe in den Hintergrund zu ſtellen:

was, nach Montesquieu, das Wesen der republikanischen Tugenden ist. Wenn sie auch die von Montesquieu den Republiken angeratenen Gesetze modifizierten, so rechtfertigten sie doch seinen Grundgedanken und gaben so seinem Werk den richtigen Abschluß.

Diese Überlieferungen und diese Sitten, welche die Kraft der Amerikaner in ihrer Revolution ausmachen, existierten in Frankreich nicht. Wenn man alles in Betracht zieht, so war Cyn daselbst dem Rom Cäsars näher, als dem England uromwells. Wenn Montesquieu an Frankreich dachte, so dachte er nie an die Demokratie oder an die Republik. In den alten französischen Gesetzen, sagte er, findet man den Geist der Monarchie. Er dachte nicht daran, in sein Vaterland die englischen Einrichtungen zu verpflanzen: das hätte zu seinem System über das Klima nicht gestimmt, er dachte nur daran, die „grundlegenden Gesetze" der Franzosen auf ihr eigentliches Prinzip zurückzuführen.

Ein durch privilegierte und abhängige Körperschaften in Schranken gehaltener König; keine Generalstände, sondern ein Richterstand als Hüter der Fundamentalgesetze; ein Adel, welchem Handeltreiben untersagt ist; keine großen Handelsgesellschaften, welche die Hierarchie der Stände stören möchten, indem sie auf die eine Seite die politische Macht, auf die andere den Reichtum stellen; eine väterliche, aufgeklärte, einsichtige Regierung, welche die Franzosen nicht nur mit Güte, sondern auch mit Geist lenkt; welche sie in ihren Sitten nicht zu belästigen sucht, um sie nicht in ihren Tugenden zu stören, welche vor allen Dingen vermeidet, sie zu langweilen, denn das ertragen sie am wenigsten; welche sie nichtige Dinge ernsthaft und ernste Dinge fröhlich thun läßt; die Ehre vor allem, Duldsamkeit gegen die Gläubigen, Ruhm für die Edelleute, bürgerliche Freiheit für das Volk; keine Expeditionen in die Ferne, wenig Kolonieen; nichts mehr von jenen Unternehmungen, welche die

absolute Macht nur auf Kosten der relativen vergrößern; kurz Maßhalten im Innern, wie nach Außen, „da Frankreich gerade die Größe hat, die es braucht“; das ist nach Montesquieu das Ideal der französischen Monarchie. Gute Könige und weise Minister sind die große Triebfeder dieser Regierung. Frankreich hat hervorragende Beispiele sowohl dieser als jener aufzuweisen: Karl den Großen, der die ganze Geschichte beherrscht; den heiligen Ludwig, „das Gesetz, die Gerechtigkeit, die Seelengröße;“ Ludwig XII., „den besten Bürger,“ Heinrich IV., „den zu nennen genügt,“ und Coligny, Turenne, Catinat; dann als Kontrast dazu Richelieu, Louvois, Ludwig XIV., in denen der Despotismus und die Werkzeuge seiner Regierung verkörpert sind.

Montesquieu entwirft eine Skizze dieses Ideals und bemerkt nicht, daß das Frankreich, wie er es beschreibt, das Frankreich, wie es ihm im Geiste vorschwebt, unmöglich macht. Er möchte im Absterben begriffenen Einrichtungen neue Lebenskraft geben: doch das Prinzip derselben ist verrottet, und er hat selbst gezeigt, daß, wenn das Prinzip verrottet, die Regierung ihrem Sturze nahe ist. Die Krone hat alles gleich gemacht, nach allem die Hand ausgestreckt. Sie hat alle Gewalten konzentriert und alle Rangstufen einander nahe gerückt, indem sie sie vor sich zu Boden drückte. Die Adligen sind zu Höflingen herabgesunken: nun, „Ehrgeiz in bequemer Muße, niedrige Gesinnung gepaart mit Hochmut, der Wunsch, ohne Arbeit reich zu werden, Abneigung gegen die Wahrhaftigkeit, Schmeichelei, Verrat, Treulosigkeit, schnöde Vernachlässigung aller Verpflichtungen, Verachtung der Bürgerpflichten, Furcht vor der Tugend des Fürsten, Hoffnung auf seine Schwächen, und mehr als alles dies, das beständige Lächerlichmachen der Tugend, bilden, glaube ich, den Charakter der größten Zahl der Höflinge, wie man es allerorts und zu allen Zeiten beobachten kann.“ Die Ehre selbst ersetzt

nicht die ihnen fehlenden Tugenden: ihre unlautere und knechtisch gesinnte Ehre ist nur eine besondere Form ihrer Verkommenheit. „Man kann zu gleicher Zeit mit Schmach und Würden bedeckt sein.“ Dieser Adel „hält es für eine Ehre, einem Könige zu gehorchen, sieht es aber als höchste Schmach an, die Macht mit dem Volke zu teilen.“ Wollte er es, so könnte er es nicht. „Seine natürliche Unwissenheit, seine Achtlosigkeit, seine Verachtung für die bürgerliche Verwaltung“ machen ihn unfähig dazu. Die durch die Krone in Mißkredit gebrachten Parlamente können den Adel nicht ersetzen. Alles geht aus den Fugen, und durch den Fall der Strebepfeiler kündet sich der Zusammenbruch des Gebäudes an.

Das sah man recht unter Ludwig XVI., als man nach dem Plane Montesquieus zu regieren suchte, indem man den Parlamenten die Autorität und den Privilegierten den Einfluß zurückgab. Sie führten gegen Turgot und seine Reformen die Grundsätze aus dem *Geist der Gesetze* an und beschleunigten durch ihren Kampf gegen diese Reformen die Revolution. Dieser Versuch einer Rückkehr zu dem Ancien Régime führte nur dazu, die Monarchie unpopulärer und die Privilegierten gehässiger zu machen.

Auf einem Punkte, in der auswärtigen Politik, siegten die Ratschläge Montesquieus und brachten ihre wohlthätige Wirkung hervor. Die Politik Vergennes' ist eine ausgezeichnete Anwendung des *Geistes der Gesetze* auf die Diplomatie. Wenn man die Denkschriften liest, welche dieser weise Minister über die bayrische Erbfolge an Ludwig XVI. richtete, so glaubt man eine Ausführung jenes Satzes zu lesen, der im Buch über das Völkerrecht das Kapitel vom Kriege beendet: „Man spreche vor allem nicht von dem Prestige des Fürsten; dieses Prestige würde zum persönlichen Stolz werden; das wäre eine Leidenschaft und nicht ein legitimes Recht. Zwar könnte der Ruf von seiner persönlichen Macht die Kraft des

Staates vermehren; aber der Ruf von seiner Gerechtigkeit würde sie ebenso vermehren."

Dies führt uns zu der französischen Revolution, welche Montesquieu nicht vorausgesehen hatte, zu deren Zustandekommen er jedoch wesentlich beitrug, deren leitende Gedanken zum Teil in seinen Schriften enthalten sind, die er aber nirgends in feste Regeln gefaßt hat.

IX.

Montesquieu und die Revolution.

Jeder aufgeklärte Franzose am Ende des letzten Jahrhunderts hatte in seiner Bibliothek einen Montesquieu, einen Voltaire, einen Rousseau und einen Buffon. Als die Berufung der Generalstände jeden Franzosen aufforderte, seine Gedanken über die Reform des Staates abzugeben, da griff jeder zu seinen Büchern und befragte seine Lieblingsschriftsteller um Gedanken und Beweisgründe, die er geltend machen wollte. Rousseau und Montesquieu wurden am meisten zu Rate gezogen. Rousseau machte mehr Schüler, aber Montesquieu lieferte mehr Zitate: Rousseau entwickelte nur ein System, das seine; Montesquieu führte alle diejenigen vor, welche die Geschichte aufwies. Der Geist der Gesetze wurde eine Art Pandekten; alle Parteien entlehnten denselben Grundsätze und Präzedenzfälle zur Unterstützung ihrer Wünsche oder ihrer Ansprüche.

Der intelligente Teil des Adels las und zitierte nicht nur das Werk, er faßte auch den tieferen Gedanken desselben. In den Wünschen dieses Adels erkennt man ganz genau die Vorliebe Montesquieus für die monarchische Freiheit, seine Überzeugung, daß diese Freiheit in Frankreich nur auf den Vorrechten der privilegierten Klassen begründet werden konnte. Der dritte Stand entnahm ihm das System der Trennung der Gewalten und manche speziellere Reform; aber er verlangte die bürgerliche Gleichheit und Freiheit als Fundamente

der politischen Freiheit, und die ganze Lehre Montesquieus über die Regierung Frankreichs wurde dadurch lahm gelegt.

Die Revolution brachte die Prinzipien des dritten Standes zur Geltung. Nach der Nacht des 4. Augusts war die Monarchie Montesquieus nur noch das Hirngespinnst eines Emigranten. „Man schaffe in einer Monarchie die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit und der Städte ab, und man wird bald einen Volksstaat oder einen despotischen Staat haben." Der Geist der Gesetze hatte dieses Dilemma aufgestellt, und es wurde für die französische Regierung das stets wiederkehrende Problem. Bürger, welche zur Monarchie hielten und nicht gewillt waren, die Freiheit zu opfern, suchten einen Ausgleich und fanden ihn in dem Geist der Gesetze. Sie schlugen das Beispiel Englands vor. Sie bilden die zweite Reihe von Nachkommen Montesquieus in der Revolutionszeit.

Große Geister haben ihre Familien, und es geht in ihrer Nachkommenschaft zu, wie in den Herrschergeschlechtern: nicht immer die Ältesten erwerben das hübscheste Vermögen und sichern den Ruhm des Hauses. Es giebt jüngere, welche ihrerseits ein Geschlecht begründen, und deren Schloß das der Älteren in den Schatten stellt; es giebt Brüder, die bei der Erbschaft übergangen sind, die aber in die Kolonieen gehen, dort Goldminen entdecken, reiche Heiraten schließen und dann das Haus ihrer Ahnen wieder in seinem Glanze herstellen. Gewisse verlorene Söhne, die seltsam geraten waren oder Anstoß erregt hatten, haben trotz alledem, wenn auch nicht die Ehre, so doch wenigstens den Ruhm ihres Namens gefördert. So war es mit der politischen Nachkommenschaft Montesquieus. Der ältere Zweig wanderte aus: man sah ihn im Rate der Fürsten sitzen und die berühmten Betrachtungen Burkes über die französische Revolution beeinflussen: das ganze Bild, welches der feurige englische Redner von der alten

Monarchie und ihrer möglichen Reform hier entwirft, ist aus dem Geist der Gesetze entlehnt. Die Anhänger der beiden Kammern, die „Monarchisten", wie man sie nannte, Necker in der Regierung, Mounier, Lally, Bergasse, Clermont-Tonnerre, Malouet, in der National-Versammlung, Mallet du Pan und Rivarol außerhalb derselben, bilden den zweiten Zweig. Der Wind brach ihn bald herunter. Er starb zwar nicht ab, aber er brauchte Jahre, um seinen Saft wieder zu erlangen und neue Knospen zu treiben.

Der Sinn des Volkes stand nach einer anderen Richtung. Ihn hatte Sieyès ganz gefangen genommen, d. h. der Antipode Montesquieus. „Gar manche," sagte dieser berühmte Philosoph, indem er vielleicht an den Geist der Gesetze dachte, „gar manche haben sich damit beschäftigt, sklavische Gedanken zu fassen, die immer im Einklang mit den Ereignissen waren. Die Wissenschaft der Politik ist nicht die Wissenschaft von dem, was ist, sondern von dem, was sein soll." Jedoch, wenn auch die Revolution Wege betrat, welche Montesquieu nicht gewünscht hatte, ganz fremd ist er derselben nicht. Das ist der Augenblick, wo sich sein indirekter Einfluß geltend macht, und in den Wirren des Landes sieht man verwegene und abtrünnige Schüler von ihm auf den Schauplatz treten, die er sicherlich nicht anerkannt hätte, wenn er sie bei der Arbeit gesehen hätte, welche aber nichtsdestoweniger naturgemäß von ihm ausgehen.

Dieser Verteidiger der Monarchie, dieser Erneuerer des alten französischen Staatsrechtes, war bestimmt, in ihren Händen der Prophet der alles gleichmachenden Demokratie und der Republik nach römischem Muster zu werden. Diese wunderbare Wandlung hat ihren Grund weniger in dem Inhalt der Montesquieuschen Gedanken, als in der Form, die er denselben gegeben hat, und in den Ideen, mit welchen seine Leser sein Werk auslegten. „Als ich mich mit dem Altertum zu

beſchäftigen hatte," ſagte er, „habe ich den Geiſt desſelben in mir aufzunehmen geſucht." Im Verſuche, die Alten zu neuem Leben zu erwecken, beſeelte er ſie mit ſeiner eigenen Seele, mit der Seele ſeines Jahrhunderts. Nicht als ob er das Phantom eines für immer toten Altertums heraufbeſchwören wollte: was er that, war, daß er eine gewiſſe Form des Gedankens, den ſein Jahrhundert in ſich trug, und der eine Zeit lang die Politik, die Litteratur und ſogar die Kunſt in Frankreich erneuern ſollte, deutlich und frei hervortreten ließ. Montesquieu iſt weniger ein Erneuerer des Altertums, als ein Vorläufer des neugriechiſchen und neulateiniſchen Frankreichs, von André Chenier bis David, und von Vergniaud bis Napoleon, wobei Robespierre, Saint-Juſt und Charlotte Corday gewiſſermaßen die Zwiſchenſtationen bilden. Was ſeinerſeits die Wirkung eines eigentümlichen Ahnungsvermögens oder eines noch wunderbareren Einfluſſes iſt, erklärt ſich durch einen und denſelben Seelenzuſtand, der bei ihm und bei ſeinen revolutionären Schülern zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Lebens-Sphären zur Geltung kam. Es liegt hier ebenſo ſehr ein Problem der Pſychologie als der Geſchichte vor.

In dem Augenblick, wo Montesquieu die Republik theoretiſch erläuterte, dämmerte eine Ahnung derſelben in den Gemütern auf, und das Wort wurde dem Volke geläufig. Die klaſſiſche Erziehung nährte dieſen Geiſt, die klaſſiſche Litteratur brachte den nötigen Wortſchatz unter die Leute. „Sollte jemand," ſchrieb d'Argenſon im Jahre 1747, „den Vorſchlag wagen, ein paar Schritte nach der republikaniſchen Regierung hin vorzugehen? Ich ſehe keine Befähigung dazu bei den Völkern: der Adel, die großen Herren, die Gerichtshöfe, haben, da ſie an die Knechtſchaft gewöhnt ſind, niemals ihre Gedanken darauf gerichtet; indeſſen, jene Ideen kommen, und die Gewohnheit ſchreitet ſchnell bei den Franzoſen." Sie ſchritt heimlich daher unter dem Boden, der nach römiſchem Muſter ganz

geebnet und gepflastert war. Dann fand eine Erschütterung statt, welche den unterirdischen Gewässern einen Ausgang bahnte: nun verbreiteten sie sich und flossen in eigener Kraft dahin in dem Bette, das ihnen bestimmt zu sein schien.

Derselbe Drang, der Montesquieu getrieben hatte, die römische Republik zu schildern und sich litterarisch zum Bürger derselben zu machen, trieb die Franzosen der Revolution dazu, diese Republik in Frankreich zu erneuern und sich zu ihren leibhaftigen Bürgern zu machen. Ihr erblicher Instinkt gab ihnen unter der Leitung der Schriften Montesquieus das ein, wozu seine historische Phantasie ihn geführt hatte. Dazu veranlaßt, die Demokratie zu organisieren, zeigen sie dabei dieselbe Geistesrichtung, welche Montesquieu bei der Aufzeichnung der Geschichte derselben gezeigt hatte. Sie stellen sie sich nach dem gleichen Vorbilde vor; sie begreifen die Alten, wie Montesquieu sie begriffen hatte; sie finden sie in seinen Werken, wie sie sie wünschen und wie sie sie brauchen. Sie beabsichtigen zu verwirklichen, was Montesquieu beschrieben hat. Montesquieu hat die Gesetze analysiert, welche die Republik begründen und ihr Leben verleihen; sie erlassen diese Gesetze; nach ihnen muß die Republik notwendig daraus hervorgehen. Sie ziehen keine der Bedingungen in Betracht, welche Montesquieu gestellt hat, und welche in seiner Theorie von wesentlicher Bedeutung sind, weder das Klima, noch die Sitten, noch den Gang der Geschichte. Montesquieu hatte schon alle Zeiten und alle Republiken zusammengeworfen: sie übertragen diese ideale Gesetzgebung auf eine Entfernung von mehr als zwanzig Jahrhunderten, in das verschiedenartigste Land und mitten in eine geradezu entgegengesetzte Zivilisation hinein. Das ist genau das Gegenteil der Methode des Geistes der Gesetze; aber das ist der Geist des Jahrhunderts, und so haben die meisten Franzosen jener Zeit Montesquieu begriffen.

Bei der Auslegung seiner Schriften wenden sie dasselbe Verfahren an, wie bei der Auslegung der Klassiker: sie reißen die Grundsätze aus dem Zusammenhang und leiten auf dialektischem Wege alle Folgen davon ab, welche logisch sich aus ihnen ergeben. Aus seinen im allgemeinen ausgesprochenen Ideen machen sie abstrakte und universelle Ideen, d. h. eine Form für ihre Leidenschaften. Montesquieu hatte sich nacheinander zum Bürger jeder Nation gemacht, um jede Nation von dem schlimmsten der Vorurteile zu heilen, nämlich der Unwissenheit über sich selbst. Seine Erklärer machen aus ihm den Bürger der Welt und den kosmopolitischen Gesetzgeber. Weit davon entfernt, bei ihm nach einem Mittel zu suchen, ihre Vorurteile zu heilen, suchen sie bei ihm nach Mitteln, sie zu kräftigen, und indem sie so zu zu sagen sein Werk aus dem Relativen in das Absolute übersetzen, machen sie aus ihm das prophetische Gesetzbuch ihrer Hirngespinnste.

Die ganze terroristische Revolution ist in einem Satze enthalten, und dieser Satz ist geradezu durch die republikanischen Grundsätze des Geistes der Gesetze eingegeben. „Wenn die Triebfeder der Volksregierung im Frieden die Tugend ist," sagt Robespierre, „so ist die Triebfeder der Volksregierung in der Revolution zu gleicher Zeit die Tugend und der Schrecken: die Tugend, ohne welche der Schrecken unheilvoll ist; der Schrecken, ohne welchen die Tugend ohnmächtig ist." Es giebt in der That kein anderes Mittel als den Schrecken, um der Natur der Dinge bis zu dem Punkte Gewalt anzuthun; um den Franzosen zu zwingen, seinen Charakter und seine Sitten umzumodeln; ihn dahin zu bringen, daß er aus dem Zeitalter Ludwigs XV. in das Lykurgs zurück steigt, und Paris zu nötigen, sich dem zu unterziehen, was Montesquieu selbst als die „wundersame spartanische Langeweile" bezeichnet. Da braucht man „jene schrecklichen

obrigkeitlichen Gewalten," von denen der Geist der Gesetze spricht, „welche durch Gewaltthaten den Staat zur Freiheit führen"; da braucht man das Gesetz vom Staatswohl, „welches das höchste Gesetz ist," und jenen von den Sophisten aller Tyranneien verfochtenen Grundsatz: „Es giebt Fälle, wo man für einen Augenblick einen Schleier über die Freiheit breiten muß, wie man die Bildsäulen der Götter verbirgt"; da braucht man den Ostracismus und jene Gefangennahme der „verdächtigen Bürger, welche ihre Freiheit für einige Zeit verlieren, nur um sie für immer zu bewahren"; da braucht man die gleichmäßige Erziehung, die Gleichheit der Güter, jene wohlthätige Mittelmäßigkeit, welche den Launen der angeborenen Ruchlosigkeit der Glücksgöttin Schranken zieht.

Wenn sie doch die Kapitel über die Korruption der Prinzipien, über die Vergeblichkeit der Gewaltthat gegen die fest begründeten Sitten und die Ohnmacht der Strafen gegen die Natur der Dinge studiert hätten! Einige fühlten es wohl: Montesquieu, die Geschichte und die Menschlichkeit erhielten dadurch ihre Genugthuung. Die Girondisten begriffen, daß die Republik dahinstarb, weil sie seine Lehren verkannt hatte. Während Saint-Just seine Grundsätze parodierte und die Bilder seiner Rede karikierte, fand Camille Desmoulins in den Betrachtungen über die Römer das Geheimnis der republikanischen Beredsamkeit; er entlieh Tacitus, durch Vermittlung Montesquieus, seine beredtesten Ausfälle gegen die Tyrannei. Die Adligen, verfolgt und dezimiert, fanden vor der Guillotine jenen tugendhaften, den Monarchieen eigenen Stolz wieder, auf welchen vor der Krone verzichtet zu haben Montesquieu ihnen vorwarf. Alles bestätigte seine düsteren Prophezeiungen über den Verfall der politischen Sitten in Frankreich; alles bestätigte seine wie im Vorbeigehen hingeworfenen Urteile über „die spekulativen Wissenschaften, welche die Menschen verwildern," und über die schrecklichen Folgen

des Despotismus, welcher mitten in den Trümmern der Monarchie seinen Thron errichten würde: „In diesem schönen Weltteil würde die menschliche Natur, wenigstens für einige Zeit, den Schimpf erdulden, den man in den drei anderen ihr anthut.“

Man kehrte zu ihm zurück, als man sich bemühte, zur Ordnung, zur Mäßigung, zur Freiheit zurückzukehren. Sicherlich steckte viel mehr von seinem Geiste in der Verfassung des Jahres III, als in der von 1791. Einige seiner Schüler wurden berufen, in den Versammlungen einen Sitz einzunehmen: Portalis, Barbé-Marbois, Mathieu-Dumas, Siméon, Camille Jordan, und einer, ein aus der Schule Vergennes' hervorgegangener Diplomat, der verständige Barthélemy, kam sogar in das Direktorium. Montesquieus Werke wurden neu aufgelegt. Pastoret, im Rate der Fünfhundert, Goupil de Préfeln, im Rate der Alten, schlugen vor, ihm die Ehre des Pantheons zuzuerkennen. Aber die ungestümen Elemente ließen ihnen nicht die Zeit dazu, und der Staatsstreich vom Fructidor verbannte von neuem den Geist der Gesetze aus der Republik.

Die Verfassung vom Jahre VIII hatte nichts gemein mit der Freiheit, wie Montesquieu sie aufgefaßt hatte. Bonaparte hatte, wenn man Stendhal glauben darf, die Schriften dieses großen Mannes nur flüchtig durchblättert; aber seine Schüler standen bei ihm in großer Achtung. Wenn er ihnen auch untersagte, von Politik zu sprechen, so vertraute er ihnen doch das Richteramt, die Verwaltung, die bürgerliche Gesetzgebung an. Der berühmte Staatsrat, welcher das bürgerliche Gesetzbuch verfaßte und Portalis zum hauptsächlichsten Berichterstatter hatte, schöpfte aus den Vorschriften Montesquieus, sowohl dem Inhalt als der Form nach.

Jedoch die Politik des Kaisers stand in schroffem Widerspruch zu den Grundsätzen Montesquieus und rechtfertigte zu

gleicher Zeit alle seine Schlüsse. Man kann keinen vollständigeren Beweis von der Existenz der Gesetze der Geschichte finden, noch einen unumstößlicheren Beweis für diejenigen Gesetze, welche Montesquieu gefolgert hatte. Er hatte gezeigt, wie ein in Revolution befindliches Land nach Außen hin furchtbarer wird, als es jemals zu anderen Zeiten gewesen ist; wie in einer Nation, wo die Sitten der Monarchie sich unter den Gesetzen der Republik verstecken, der wie in den Republiken angefangene Krieg wie in den Monarchieen zu Ende geführt werden muß. „Sobald," sagte er, „die Armee einzig und allein von der gesetzgebenden Körperschaft abhängt, wird die Regierung militärisch." Er hatte diesen merkwürdigen Satz zu einer Zeit geschrieben, wo Frankreich dermaßen an Feldherren Mangel litt, daß man einen großen Söldner, den Marschall von Sachsen, dingen mußte, um des Königs Schwert zu führen: „Frankreich wird durch die Kriegsleute zu Grunde gerichtet werden." Dänemark hatte ihm folgenden Gedanken eingegeben, der sich so genau auf das Frankreich vom Jahre 1804 anwenden läßt: „Es giebt keine unumschränktere Autorität, als die des Fürsten, der auf die Republik folgt: denn er findet sich im Besitz der ganzen Macht des Volkes, welches sich selbst zu zügeln nicht vermocht hat."

Das Kapitel über die Politik der Römer in der Eroberung enthält im wesentlichen die ganze Politik Bonapartes. Gerade, weil er ganz Römer und ganz klassisch in seinem Genie war, verstand der erste Konsul so gut die Franzosen seines Jahrhunderts und überredete sie so leicht, daß sie, wenn sie seinem Willen gehorchten, noch ihre souveräne Macht ausübten. Es waren sicherlich Erinnerungen an Alexander, und wahrscheinlich an den Alexander Montesquieus, welche sich mit den wunderbaren Traumgebilden des Oberbefehlshabers der italienischen Armee zu Ancona verwoben und ihn nach Griechenland und nach dem Orient führten. Man erkennt

mehr als einen Zug des Karl des Großen im Geiſt der Geſetze in der ins Ungeheure gehenden Vorſtellung, welche Napoleon ſich von dieſem Kaiſer machte, und die nach dem Konſulate beſtändig ſeine Phantaſie belebte.

Man kann nicht umhin, das Kaiſerreich in jenen Bildern von Rom zu erkennen, welche, wenn ſpäter verfaßt, für eine Anſpielung oder eine Satire gelten würden, und welche, mehr als ein halbes Jahrhundert vorher verfaßt, die Fragmente einer Prophezeiung ſcheinen. Dieſe das ganze Volk beherrſchende Leidenſchaft nach dem Ruhme; dieſer Drang, die Menſchen zu verblüffen, um ſie dann zu unterjochen; dieſer „Krieg um den Ruhm", den der Verwegenſte im Ehrgeiz gegen ſeine Nebenbuhler führt; dieſe Kunſt, ſie „mit ihren eigenen Waffen, d. h. durch Siege gegen die Feinde der Republik" anzugreifen; dieſes kaiſerliche Rom, welches, genau genommen, weder Kaiſerreich noch Republik iſt, ſondern der Kopf des von allen Völkern Europas gebildeten Körpers; dieſe mit einander vereinigten Völker, die nichts als ihren gemeinſamen Gehorſam gemein haben; dieſe Nationen, die gerade durch die Bande der Eroberung verknüpft werden; dieſe Könige, welche Rom überall eingepflanzt hatte, um ſich Sklaven aus ihnen zu machen, und welche alle Hilfsmittel und Quellen, die es ihnen zu teil werden ließ, gegen Rom richteten; dieſe Unmöglichkeit, „eine Unternehmung bis zu Ende zu führen, welche in dem einen Lande nicht ſcheitern kann, ohne in allen anderen zu ſcheitern, noch einen Augenblick ſcheitern kann, ohne für immer zu ſcheitern"; Rom endlich vernichtet, weil alle Nationen es zu gleicher Zeit angreifen, umzingeln und von allen Seiten beſtürmen, jenes ſo verhängnisvolle Reſultat der römiſchen Politik, welches Montesquieu jedwedem prophezeit, der dieſelbe Laufbahn beginnen möchte: „Wenn heute ein Fürſt in Europa dieſelben Verwüſtungen anſtiften wollte, ſo würden die nach Norden getriebenen

Nationen, an die Grenzen des Weltalls gelehnt, dort festen Fußes stehen bis zu dem Augenblicke, wo sie Europa zum dritten Male überschwemmen und erobern würden." Schließen wir mit Eukrates, d. h. mit Montesquieu: „daß ein Mensch sich über die Menschheit erhebt, müssen alle anderen zu teuer bezahlen."

X.

Montesquieus Nachfolge in der Politik und in der Geschichte; Montesquieu und die Kritik.

Die Wiedereinsetzung des Königtums in Frankreich im Jahre 1814 gab der Politik jenen zweiten Zweig der Nachkommenschaft Montesquieus zurück, welchen die Revolution geächtet hatte, und welchen das Kaiserreich in dem Senat oder im Staatsrat absorbiert hatte. Er übernahm wieder die Regierung unter Verhältnissen, welche ihm gestatteten, das mit der 1791 gescheiterten konstitutionellen Monarchie gemachte Experiment zu Ende zu führen.

Chateaubriand hatte zuerst die Absicht gehabt, den Geist der Gesetze in seinem Essay über die Revolutionen zu erneuern: er that nichts weiter, als daß er die Formeln umsetzte, und die Kunstgriffe des Montesquieuschen Stiles bis ins Lächerliche übertrieb. Er lobte und bewunderte ihn, nach Gebühr, in dem Genie des Christentums; er führte mehrere seiner Lieblingsgrundsätze in der Verfassungsmäßigen Monarchie weiter aus. Der Einfluß der Kapitel des Geistes der Gesetze über die politische Freiheit zeigt sich in Benjamin Constants Betrachtungen über die Verfassung. Die Doktrinäre bemühten sich, die von Montesquieu aufgestellte Klassifikation der Regierungen zu verbessern, indem sie auf die Demokratie und die Monarchie folgenden Gedanken Pascals anwandten: „Die Menge, welche sich nicht der Einheit unterwirft, ist Verwirrung; die Einheit, welche

nicht von der Menge abhängt, ist Tyrannei.“ Ludwig XVIII. hatte den Geist der Gesetze als reiner Schöngeist gelesen, als er nur Thronprätendent war; er studierte und erklärte ihn als kluger König, als er auf dem Throne saß. Das Ministerium des Herzogs von Richelieu und das des Herrn von Martignac, die schöne Kampagne des Grafen de Serre gelegentlich der Debatte über das Preßgesetz, die Reden des Herzogs de Broglie und Royer-Collards gegen das unglückselige Gesetz über den Religionsfrevel, da haben wir Montesquieuschen Geist, in einer Regierung, die ohne Zweifel in jener Zeit die Regierung seiner Wünsche gewesen wäre.

Talleyrand verpflanzte diesen Geist in die Diplomatie. Von seiner Jugend an war er von demselben durchdrungen. Die Denkschrift, die er im November 1792 in London schrieb, über die Schäden der Eroberungspolitik, liefert den Beweis dafür. Man findet diesen Geist wieder, aber mit erweiterten Gesichtspunkten und einer Kunst im Stil und in der Komposition, in welcher ein diplomatisches Schriftstück vielleicht nie Gleiches geleistet hat, in den Instruktionen, welche sich Talleyrand 1814 für den Wiener Kongreß geben ließ, und welche La Besnardière unter seiner Mitwirkung verfaßte. Das Urteil über Europa und die Definition des Staatsrechtes darin sind Montesquieu entlehnt. Das Bild, das er von Preußen entwirft, ist eines der glänzendsten Stücke seiner litterarischen Schule. Man glaubt in Wahrheit ein Zitat vor sich zu haben in der Stelle, welche mit folgendem Satze beginnt: „Polen der Unabhängigkeit wiedergeben, hieße es unwiderstehlich der Anarchie ausliefern.“ Die weitere Ausführung, welche nun folgt, scheint ein noch nicht herausgegebenes Kapitel des Geistes der Gesetze. Und wie erinnert an das ganze Wesen desselben folgender Ausspruch, der den Gedankeninhalt der Instruktionen zusammenfaßt: „Frankreich ist in der glücklichen Lage, nicht zu wünschen zu

brauchen, daß Gerechtigkeit und Nützlichkeit geteilt seien, und seinen besonderen Nutzen nicht außerhalb der Gerechtigkeit suchen zu müssen, die doch der Nutzen aller ist."

Und nicht nur der Gedanke Montesquieus, auch der ihm eigentümliche Stil, ja sogar seine Vergleiche erneuern sich gewissermaßen unter Talleyrands Feder. Ein sehr schönes, aber etwas kühnes Bild der Betrachtungen nimmt er in einer seiner Wiener Noten wieder auf und berichtigt es, indem er es sich aneignet: „Frankreich hatte," sagt Talleyrand, „auf dem Wiener Kongreß weder ehrgeizige Pläne noch persönliche Interessen zu verfechten. Wieder auf seine alten Grenzen beschränkt, dachte es nicht mehr daran, sie auszudehnen, ähnlich dem Meer, welches seine Gestade nur überschreitet, wenn es durch den Sturm aufgewühlt wird." Weniger richtig ist Montesquieus Bemerkung: „Es ist erstaunlich, daß nach so vielen Kriegen die Römer nur das verloren haben, was sie haben aufgeben wollen, wie das Meer, welches, nur wenn es sich vor sich selbst zurückzieht, eine geringere Ausdehnung aufweist."

Diese Anspielung auf die Betrachtungen führt uns zur Geschichte zurück. Montesquieu macht darin nicht weniger Schule, als in der Politik. Er lehrt die Verkettung der Thatsachen, die Beziehungen der Ursachen, die Verbindung der Ereignisse unter einander, die Erklärung der Gesetze durch die Geschichte und die Erklärung der Geschichte durch die Sitten. Von ihm geht die ganze Schule der Geschichtsschreiber des Rechtes sowie die ganze Schule der modernen Geschichtsphilosophen aus. Guizot steht nicht in direkter Abstammung von Montesquieu, aber obgleich der unabhängigste und originellste der Schüler, ein Schüler des Verfassers des Geistes der Gesetze ist und bleibt er doch. Er ist ihm während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in der Rolle des Begründers und Lehrers der historischen Wissenschaft

gefolgt. „Er hat," sagt Augustin Thierry, „als Geschichtsschreiber unserer alten Einrichtungen die Ära der Wissenschaft im eigentlichen Sinne eröffnet; vor ihm, Montesquieu allein ausgenommen, gab es nur Systeme." Guizot wendet auf die Geschichte die Idee des Fortschrittes an, die Montesquieu geahnt hat, ohne sie fassen zu können; Turgot und Condorcet haben sie zuerst entwickelt; Guizot macht aus ihr geradezu den Geist der Zivilisation, welche er definiert als „die Vervollkommnung der Gesellschaft und der Menschheit"; sie bildet den Faden der Geschichte, so wie er sie mit wunderbar umfassendem Blick in seinen Vorlesungen vom Jahre 1828 entrollt.

Madame de Staël war eine der ersten gewesen, die diesen Begriff der Vervollkommnungsfähigkeit anerkannten. Er findet sich mit vielen dem Geist der Gesetze entnommenen Gedanken in ihrer Schrift über den Einfluß der Leidenschaften. Sie nahm die Idee wieder auf in ihrem Buche über Deutschland. Sie setzte sie auseinander mit einer Wärme des Herzens und einer Art religiöser Begeisterung, welche der zu trockenen und zu vernünftigen Menschheit Montesquieus fehlten. Ihr letztes und am kräftigsten angelegtes Werk, die Betrachtungen über die französische Revolution, beginnt mit einem Gedanken, der, nach dem Geist der Gesetze, den Untergrund der Geschichte Frankreichs ausmacht: „die Freiheit ist alt, und der Despotismus ist modern." Indem sie so die Geschichte der Freiheit von 1789 bis 1814 schreibt, giebt Madame de Staël so zu sagen die Geschichte der Ideen Montesquieus während der Revolution und des Kaiserreiches.

Der monarchische Zweig der Söhne Montesquieus hatte den Höhepunkt seines Glückes mit der Restauration erreicht. Er hatte diese Regierung gegründet; er allein wäre fähig gewesen, sie aufrecht zu erhalten, dadurch daß er sie beständig auf ihr Prinzip zurückführte: letzteres gelang ihm nicht.

Diese gemäßigten Politiker brachten es nicht so weit, den Theokraten der wiedereingesetzten Monarchie verständlich zu machen, daß das abstrakte Wort „Legitimität“ an sich nichts bedeutet; daß das Recht, welches man davon ableiten möchte, ein einfaches Verjährungsrecht ist; daß, um nicht unterbrochen zu werden, dieses Recht immer wieder erneuert werden muß; daß „in der Dauer der Zeit und durch Beistimmung des Volkes“ die neuen Regierungen nach Bossuet gesetzmäßig werden und die alten sich nach Montesquieu aufrecht halten. „Die der Natur am meisten entsprechende Regierung,“ hatte er gesagt, „ist diejenige, deren besondere Beschaffenheit am besten der Beschaffenheit des Volkes entspricht, für welches sie festgesetzt ist.“

Die royalistischen Schüler Montesquieus stürzten von ihrer Machthöhe zusammen mit der konstitutionellen Monarchie. Frankreich hatte noch einmal zwischen „dem Volksstaat und dem despotischen Staate“ zu wählen. Die Demokratie entwickelte sich daselbst auf einem alten monarchischen Boden, in einer bis zur Überfeinerung zivilisierten Nation von fast dreißig Millionen Seelen, die sich sozialen Fortschritt nicht ohne den Fortschritt des Reichtums denken konnte, die Handel trieb, Gewerbefleiß übte, den Luxus liebte und davon lebte. Eine solche Demokratie widersprach allen Begriffen des Geistes der Gesetze. Montesquieu, welcher in so vielen ernsten Angelegenheiten der wohlthätige Berater seines Vaterlandes gewesen war, würde es in dieser im Stiche gelassen haben, wenn sein Genie nicht einen Fortsetzer und Verbreiter seiner Ideen in dem modernen Frankreich gefunden hätte: Tocqueville. In ihm sehen wir den letzten Zweig der geistigen Nachkommen Montesquieus. Dieser Teil der Familie hat die Revolution, das Kaiserreich und die Restauration durchlebt, in einer bald hitzigen, bald reservierten Opposition, beständig in Unruhe und oft in Melancholie versunken. Von

Herzen und aus Überzeugung an der Freiheit hängend, sie um ihrer selbst willen liebend, sie ihrem Lande wünschend, das Emporkommen der Demokratie von jetzt ab für unvermeidbar ansehend, suchten diese Patrioten mit weitem Blick diese Revolution mit den Traditionen Frankreichs zu versöhnen. Sie gingen zu diesem Zweck bei den Vereinigten Staaten in die Schule, so wie ihre Vorfahren sich von England hatten belehren lassen, als es sich darum handelte, die Monarchie mit den nationalen Freiheiten in Einklang zu bringen.

Tocqueville ist, wie Montesquieu, ein verallgemeinernder und dogmatischer Geist; im Grunde genommen eher Moralist, als Gesetzgeber und gar Politiker. Sein Werk steht, was die Methode und die Verteilung des Stoffes angeht, vollständig auf demjenigen Montesquieus. Er hat gleichfalls eine große historische Studie geschrieben, Das Ancien Régime und die Revolution, welche den Betrachtungen über die Römer entspricht; er hat seine Demokratie in Amerika verfaßt, die sein „Geist der Gesetze" ist. Er hat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den politischen und historischen Studien einen zwar weniger in die Augen fallenden und weniger zugestandenen, aber ebenso wirksamen und ebenso fruchtbaren Impuls gegeben, als Guizot es in der ersten Hälfte gethan hat. Er ist das Band, das Montesquieu mit dem zeitgenössischen Frankreich verknüpft, und sein Einfluß auf dasselbe ist bei weitem größer, als man zu glauben versucht sein möchte. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Republik parlamentarisch geworden ist, und daß sie sich in Frankreich begründet hat kraft einer Verfassung, die so bündig ist im Text, so auf dem Herkommen beruhend in der Praxis, so natürlich aus den Sitten und Verhältnissen entsprossen, wie Frankreich noch nie eine besessen hat.

Der Einfluß, den Montesquieu auf Europa ausgeübt

hat, kommt dem gleich, den er auf Frankreich ausgeübt hat. Man bemerkt ihn vom Ende des letzten Jahrhunderts an überall. Der Genius des Geistes der Gesetze scheint bei dem Werke der Wiedergeburt seines Adoptiv-Vaterlandes den größten Staatsmann, den Deutschland hervorgebracht hat, beseelt zu haben. Niemals zeigte sich der Zusammenbruch einer Regierung infolge der Korruption ihrer Prinzipien mit größerer Klarheit, als in der Katastrophe der preußischen Monarchie nach Jena; niemals ist die Kunst, ein Volk wieder aufzurichten und eine Monarchie wieder herzustellen, dadurch daß man sie auf ihr Prinzip zurückführte und daß man dies Prinzip, welches ausgeartet war, erneuerte und verjüngte, mit größerem Scharfsinn und größerer Geistestiefe angewandt worden, als durch den Baron von Stein.

Die konstitutionelle Regierung ist durch Vermittlung des Montesquieuschen Buches auf den Kontinent hinübergekommen und hat sich daselbst nach dem Beispiel der Franzosen verbreitet. Die beiden Kapitel des Geistes der Gesetze über England und seine Verfassung sind so ein Werk für sich geworden und bezeichnen einen Abschnitt in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften. Die großen Denker leuchten oft weniger durch ihre direkten Strahlen, als durch das matte Licht und den Reflex ihrer Trabanten.

Man hat viel über Montesquieu geschrieben*). Es scheint

*) Der Leser findet eine Bibliographie der Originalausgaben Montesquieus und der über ihn geschriebenen Werke am Ende des Buches von Vian: Geschichte Montesquieus. Ich habe mich dieses Buches bedient und dabei die Kritiken zu Rate gezogen, die Brunetière und Tamizey de Larroque darüber geschrieben haben, sowie die Untersuchungen Tourneux'. Der unerschöpfliche Schatz, den Sainte-Beuves Lundis und Port Royal bieten, ist von mir ausgebeutet worden. Sehr nützliche Hinweise und Fingerzeige habe ich in der Cité antique von Fustel de Coulanges und

mir schwierig, im Lobe weiter zu gehen, als Villemain es gethan hat in seiner Lobrede und seinen Vorlesungen über die Litteratur im 18. Jahrhundert; im Tadel und Widerspruch engherziger und absprechender zu sein, als es Destutt de Tracy in seinem Kommentar zu dem Geist der Gesetze gewesen ist. Diese ganz spekulative und aprioristische Kritik Tracys ist heutzutage nicht mehr nach unserem Geschmack. Es liegt uns gar wenig daran, daß ein Schriftsteller einen Vergleich anstellt zwischen den Schriften eines großen Mannes und der Theorie, die er sich zu seinem eigenen Gebrauch über denselben Gegenstand zurecht gelegt hat. Dies Verfahren setzt bei dem Kritiker die endgiltig abschließende Wissenschaft voraus, die niemand besitzt, und beim Leser eine Nachgiebigkeit sondergleichen, die höchstens den Böotiern eigen gewesen ist. Wir verlangen von der Kritik, daß sie uns die Menschen kennen lehrt, daß sie uns die Daseinsberechtigung und den wirklichen Sinn ihrer Werke erklärt. Paul Jannet in seiner Geschichte der politischen Wissenschaft, Laboulaye in seinen Anmerkungen zu seiner großen Ausgabe Montesquieus, Taine in einigen meisterhaften Seiten seines Ancien Régime haben gezeigt, wie man dieses fruchtbringende kritische Verfahren auf den Verfasser des Geistes der Gesetze anwenden muß. Alle drei bewundern sein Genie, loben seine Methode, und schließen sich im ganzen seinen hauptsächlichsten Folgerungen an.

Sainte-Beuve stimmt ihnen nur halb bei und mit unendlichen Einschränkungen. In seinen Schriften findet man unter der liebenswürdigsten Form die schwerwiegendsten Einwände, die je Montesquieu gemacht worden sind. Außer der

in der Zivilisation und ihre Gesetze von Funck-Brentano gefunden, besonders in dem ersten Buche dieses Werkes: Die Sitten und die Gesetze: Von den politischen Sitten in den Demokratieen und Monarchieen.

biographischen Notiz, die er ihm gewidmet hat, hat ihn Sainte-Beuve in seinen Lundis und in seinem Port-Royal gar oft vorgenommen und wieder vorgenommen, von allen Seiten nnd bei jeder Gelegenheit betrachtet, untersucht, zergliedert. Der Mensch verführt ihn, der Schriftsteller entzückt ihn, das Werk beunruhigt ihn, der Historiker macht ihn ungeduldig, der Gesetzgeber bringt ihn außer Fassung.

Dem Gesetzgeber wirft er vor, daß er den Durchschnitt der Menschheit zu hoch annimmt, daß er die Welt durch eine Verschönerungsbrille ansieht und der Menschheit zu große Achtung zollt, daß er die ursprüngliche, im Menschen immer verstohlen lauernde Bosheit nicht genügend berücksichtigt, daß er unter der sozialen Hülle den menschlichen Rohstoff, d. h. die Lumpen, zu sehr versteckt. Sainte-Beuve sieht nicht, daß in der großen politischen Hygiene der Optimismus gerade die Bedingung und die Seele des ganzen Unternehmens ist. Wie soll man den Menschen lenken, wenn man ihn nicht für lenkbar hält? wie ihn vervollkommnen, wenn man ihn nicht für vervollkommnungsfähig hält? wie ihn zur Anstrengung antreiben und durch eben diese Anstrengung seinen Muskeln die alte Kraft wiedergeben, wenn man ihn für immer entnervt und gelähmt glaubt? wie diesen Kranken heilen und unter die Diät beugen, wenn man gleich von vornherein ihm beweist, daß sein Uhrwerk abgenutzt ist, daß es kein Mittel gegen sein Leiden giebt; daß Uhrwerk und Mittel übrigens nur Redefiguren sind; daß man weder genau weiß, was Gesundheit noch was Krankheit ist; daß zuletzt die ganze Wissenschaft darin besteht, einen gesunden Menschen zu beschreiben, und die ganze Medizin darin, daß man zu den Leidenden sagt: „Versucht nur, euch wohl zu befinden"?

In der Geschichte findet Sainte-Beuve, daß Montesquieu zu wenig Gewicht auf die Inkonsequenz der Menschen und auf die Launen des Glücks legte. Nach ihm vereinfacht

Montesquieu zu sehr und ordnet alles mit zu viel Maß; er läßt die Zufälligkeiten bei Seite; er greift aus der Menge gewisse Episoden heraus, kettet sie an einander und legt ihnen einen Anschein von Grund unter, den sie niemals gehabt haben; er rechnet nur mit den Ereignissen, die ihre Wirkung hervorgebracht haben; er läßt alle die links liegen, welche unterwegs gescheitert sind; aus den tausend Arten, in denen das Ereignis sich hätte abspielen können, wählt er eine einzige, die, welche zum Ziele gekommen ist; er unterdrückt das Unvorhergesehene; er will nicht anerkennen, daß die Menschheit intriguiert und Maskerade spielt; er behauptet, die, Hauptwege zu entdecken, führt seine Wege aber nur über den Ort, wo etwas Großes geschehen ist. Außer der Vorsehung, welche ihr Geheimnis für sich behält, wirken nach dem Verfasser von Port-Royal in diesem Weltgewühle nur die Kraft, die Geschicklichkeit, das Glück. Pascal hat die Kämpfe der Fronde gesehen, hat nachgedacht über die englische Revolution und den Grund der Dinge gesucht; er hat überall nur das Spiel des Zufalls gefunden: die Nase der Kleopatra, das Sandkorn Cromwells. Soweit muß man kommen, und dieser große Denker ist soweit gekommen. Soviel für die Menschen, welche die anderen zu führen glauben; was die anbetrifft, welche man zu führen glaubt, so schaffen jene unbekannten Massen die großen Werke, aber sie wissen nichts davon. Die großen Revolutionen und die großen Siege sind das Werk unbewußter Schauspieler: alles läuft dabei heraus auf die Bewegungen unbekannter Blinder, welche sich im Hintergrunde rühren.

Das sind die Einwände. Der Mystiker und der Epikuräer, der Autoritätsgläubige und der Skeptiker, Pascal und Montaigne, Hobbes und La Rochefoucauld begegnen sich dabei und machen dabei, ohne sich sonst im geringsten zu vertragen, gemeinsame Sache. Friedrich war diesem Pyrrhonismus zu-

gethan; er hatte seine Gründe, sich nebenher für jene ironische Lehre zu erklären, daß in dieser Welt die Thatsache „sich mit dem Schein des Rechtes deckt wie sie nur kann.“ „Man macht sich gewöhnlich eine abergläubische Vorstellung von den großen Revolutionen der Reiche; aber wenn man sich hinter den Kulissen befindet, sieht man meistenteils, daß die zauberhaftesten Scenerien durch ganz gewöhnliche Mittel und durch plumpe Diener hervorgebracht werden . . . “ Hinter den Kulissen zu stecken, das ist die Eitelkeit der Welt; wie viele Chronisten haben kleinen Ursachen große Wirkungen beigelegt, einzig und allein um sich zu rühmen, sie bemerkt zu haben! Voltaire hat diesem Einfall Friedrichs Glauben geschenkt, und Friedrich hat Voltaire zu seinen Plänen gebraucht, indem er ihm einredete, daß er dem Zufall diente; der Philosoph war stolz darauf; und der König behandelte ihn, wie jene berühmten Menschenlenker die Menschen zu behandeln pflegen, die sie zum Narren haben, als Harlekin der Politik. Was würde bei solcher Prüfung von Friedrich selbst, seinen Feldzügen und seiner Politik übrig bleiben? Montesquieu schlägt ihn mit einem Worte, indem er ihn auf sich selbst und seinen eigenen Ruhm hinweist: „Das Glück kennt solche Treue nicht.“

Es ist mit den Ereignissen in der Geschichte wie mit denen der physischen Natur: der Zufall allein macht es nicht, daß sie sich in gleichen Verhältnissen wiederholen und auf einander folgen. Diese Aufeinanderfolge hat ihre bestimmten Gesetze: die Thatsachen sind nicht neben einander gestellt und isoliert, sie stützen einander, sie haben ihre Verbindung. Der Zufall verfügt nur über die Form des Ereignisses. Der Fluß fließt von dem Berge herab und eilt zum Meer: jener Felsen dort leitet ihn ab, aber läßt nimmer die Gewässer zu ihrer Quelle wieder emporsteigen; er ändert nicht seine allgemeine Richtung, die ihm durch das Terrain im großen und

ganzen vorgeschrieben ist. Über dem Wirken der Individuen, der vereinzelten menschlichen Ursache, giebt es ein Wirken der Gesellschaften, die lebende Resultante aus allen individuellen Ursachen zusammengenommen. Es ist „der Hauptgang der Weltgeschichte, der alle einzelnen Vorfälle mit sich zieht.“ Er ist es, der bewirkt, daß, wenn Cäsar nicht gekommen wäre, ein anderer Cäsars Stelle eingenommen hätte. Montesquieu hat ihn niemals besser definiert, als durch folgendes Beispiel: „Es war dergestalt unmöglich, daß die Republik wieder erklärt werden konnte, daß geschah — was man vorher noch nie gesehen hatte — daß es keinen Tyrannen mehr gab, und daß es keine Freiheit mehr gab: denn die Ursachen, welche sie zerstört hatten, bestanden noch fort.“

Der Geschichtschreiber bestimmt und erklärt diese Ursachen. Er folgt, sagt man, den großen Heerstraßen der Geschichte; diese Straßen sind auch die der Nationen und Völkerschaften. Die Menschheit ist darüber gezogen, der Geschichtschreiber folgt auf der Karte der Spur ihres Zuges. Das ist der breite, unmittelbare Weg der Geschichte. Wozu sich von demselben entfernen, um die Gebüsche in der Umgegend abzusuchen? Wozu sich in der Ferne verirren und sich vergebens anstrengen, die Spur aller Vagabunden zu erkennen? Die ersten Fußgänger, welche die Gebirge überschritten, sind dem Lauf der Ströme nachgegangen; aus den Pfaden wurden Wege, die Wege erweiterten sich zu Landstraßen, und die Ingenieure ihrerseits haben die Eisenbahnen neben den Landstraßen angelegt.

Zwischen Montaigne und Pascal, dem Übermaß der menschlichen Ironie und dem Abgrund der sich selbst verzehrenden Vernunft, giebt es eine mittlere Region für die Wissenschaft, die Reflexion und den gesunden Menschenverstand: das ist der Platz für Montesquieu. Er ist vor allem der soziale und politische Ehrenmann, dem nichts Menschliches

fremd ist, der sich selbst zu erkennen sucht, um die anderen besser zu erkennen, und den Menschen ihre Lage zum Bewußtsein zu bringen trachtet, um sie zu lehren, sie erträglicher zu machen. Seine Schriften haben Bestand, weil sie historisch sind, und weil sie auf der Beobachtung der Natur beruhen. Seine allgemeinen Gesichtspunkte sind richtig, das ist das Wesentliche; was seine Irrtümer im einzelnen betrifft, so kommt verhältnismäßig wenig darauf an. Villemain hat sehr richtig gesagt: „Bei einem Werke dieser Art zählen solche Irrtümer ebenso wenig als die Brüche bei einer großen Rechnung.“ Montesquieu hat Besseres hinterlassen als Vorschriften: eine Methode, welche gestattet hat, seinen Gedanken weiter zu entwickeln und ihn auf Verhältnisse anzuwenden, die er nicht hat vorhersehen können. Er hat eine tiefe, langanhaltende Wirkung auf seine Zeit ausgeübt; er ist noch voll von Lehren für die unserige. Sein Name ist mit mehreren der besten Reformen verknüpft, welche wir seit einem Jahrhundert durchgeführt haben. Was Frankreichs Nationalgeist an Schärfe und Weitblick, an Edelsinn und Weisheit besitzt, in Montesquieu finden wir es verkörpert.

Nauck'sche Buchdruckerei, Berlin SO., Adalbertstr. 41.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Geisteshelden.

(Führende Geister.)

Eine Biographieen-Sammlung.

Herausgegeben von

Dr. **Anton Bettelheim.**

1. **Walther von der Vogelweide.** 2. Aufl. Von Dr. A. E. Schönbach, Regierungsrat, Professor in Graz.
2. 3. **Hölderlin. — Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller in Rostock.
4. **Anzengruber.** Von Dr. Anton Bettelheim, Schriftsteller in Wien.
5. **Columbus.** Von Dr. Sophus Ruge, Professor in Dresden.
6. **Carlyle.** Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz, Professor in Freiburg i. B.
7. **Jahn.** Von Dr. Franz Guntram Schultheiß in München.
   ☛ Preisgekrönte Arbeit. ☚
8. **Shakspere.** Von Dr. Alois Brandl, Professor in Straßburg.
9. **Spinoza.** Von Dr. Wilhelm Bolin, Professor in Helsingfors.
10/11. **Moltke,** I. Von Dr. Max Jähns, Oberstlieutenant a. D. in Berlin.
12. (Doppelbd.) **Stein.** Von Dr. Fr. Neubauer, Oberlehrer in Halle.
   ☛ Preisgekrönte Arbeit. ☚
13/15. **Goethe.** Von Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin.
   ☛ Mit dem 1. Preise gekrönt. ☚
16/17. **Luther,** I. Von Dr. Arnold E. Berger, Privatdozent an der Universität Bonn.
18. **Cotta.** Von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D.
19. **Darwin.** Von Dr. Wilhelm Preyer, Universitäts-Professor.
20. **Montesquieu.** Von Albert Sorel, Mitglied der Académie française.

In Vorbereitung: Dante, Adam Smith u. a.

Subskriptionspreis bei Entnahme einer Sammlung (= 6 Nummern):
Geheftet je M. 2,—; in Leinenband je M. 2,80; in Halbfranzband je M. 3,40.
Die Subskription kann bei jedem beliebigen Bande beginnen.
Im Einzelkauf erhöht sich der Preis jedes einfachen Bandes um 40 Pf.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin** SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Kaiser Wilhelm II.

Von **Friedrich Meister.**

Mit dem Kaiserbildnis und zahlreichen Illustrationen.

410 Seiten Großoktav in gotischem Druck.

Geheftet M. 3,50, in Prachteinband M. 4,50.

Der **„Deutsche Reichs-Anzeiger und Königlich Preußische Staats-Anzeiger"** schreibt:

Dies Buch enthält eine sorgfältige Zusammenfassung aller Lebensereignisse Seiner Majestät des Kaisers seit der Geburt. Es ist nicht etwa nur für die Jugend bestimmt, sondern für alle Theile des Volks... Die Darstellung ist des Gegenstandes würdig, die Charakteristik des Monarchen angemessen und taktvoll...

Die Reden des Grafen von Caprivi

im Deutschen Reichstage, Preußischen Landtage etc.

Herausgegeben von **Rudolf Arndt.**

428 Seiten Groß-Oktav. Mit der Biographie und dem Bildnis (Stahlstich).

Autorisierte Ausgabe.

Geheftet M. 5,—; in feinem Leinenband mit Rotschnitt M6, —.

Öffentliche Charaktere

im Lichte graphologischer Auslegung.

Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen

von **O. Zix.**

296 Seiten Royal-Oktav. Mit 135 Handschriften-Facsimiles.

2. Aufl. Geheftet M. 4,50; in feinem Leinenband M. 5,50.

Das Werk enthält die Charakteristiken von 135 im öffentlichen Leben und Interesse stehenden Persönlichkeiten: Fürsten, Diplomaten, Staatsmännern, Abgeordneten, Militärs, Geistlichen, Gelehrten, Malern, Architekten, Komponisten, Musikern, Sängern, Schauspielern u. a. m., Männern u. Frauen.

Die Charakteristiken sind von einer Persönlichkeit verfaßt, welche eine geradezu erstaunliche Gabe besitzt, auf Grund der Handschrift die seelischen und geistigen Eigenschaften eines Individuums in ausführlicher, packender Form **zutreffend** auszulegen. — Die 135 Facsimiles verleihen dem mehrfach nachgeahmten Buche den Wert eines Autographen-Albums.

Schauspiele von Max Nordau:

Das Recht, zu lieben. In 4 Aufzügen. 2. Auflage. **Die Kugel.** In 5 Aufzügen.

Preis jedes Stückes: Geh. M. 2,—; in geschmackvollem Leinenbd. M. 3,—.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin** SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Allen Lesern der „Geisteshelden (Führende Geister)“ seien empfohlen die

Biographischen Blätter

Vierteljahresschrift für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung von

PProf. DDr. **Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger,** Direktor Dr. **Karl Glossy,** PProf. DDr. **Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jakob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach** und vielen Anderen

herausgegeben von

Dr. Anton Bettelheim.

Sie veröffentlichen

I. selbständige Abhandlungen zur Theorie und Entwicklungsgeschichte der Biographie und Selbstbiographie, Charakteristiken und Kritiken der Meister biographischer Kunst und Forschung,
II. abgeschlossene biographische oder selbstbiogr. Aufsätze und Studien,
III. Selbstbekenntnisse aus ungedruckten oder schwer zugänglichen Quellen in der Art der kulturgeschichtlichen Zeugnisse in Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“,
IV. biographische Miscellen, Nekrologie, Ikonographie, Anzeigen aller wichtigeren in und außer Europa erscheinenden Biographieen, Selbstbiographieen und Denkwürdigkeiten, sowie der meisten in Zeitschriften zerstreuten biographischen Essays.

Jedes Heft umfaßt 112—128 Seiten Lexikon-Oktav.

Abonnementspreis (jährlich 4 Hefte) . . 12,— Mark.
Einzelpreis für ein Heft . . . . . 3,50 „

Erinnerungen eines Künstlers.

Von

Rudolf Lehmann (London).

Mit 16 Lichtdrucken,

nach den von dem Künstler aufgenommenen meisterhaften Porträts von **Chopin, Pet. Cornelius, Eckermann, Friedrich III., Gladstone, Ferd. Gregorovius, A. v. Humboldt, Lamartine, Liszt, Kardinal Manning, Adolf Menzel, Pio IX., L. v. Ranke, Clara Schumann, Tennyson** und dem Bilde des Autors.

Splendide Ausstattung. — Preis ca. M. 8,—.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 122.

Deutsche Kern- und Zeitfragen.

Von

Dr. Albert Schäffle.

K. K. Minister a. D.

Erste Sammlung. 480 Seiten Lexikon-Oktav. | Neue Folge. 510 Seiten Lexikon-Oktav.

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich. Preis jedes Bandes: **Geheftet M. 10,—; in feinem Halbfranzband M. 12,—.**

Ein Werk dieses berühmten National-Oekonomen bedarf keiner empfehlenden Worte.

Nationale Wohnungsreform.

Von

Paul Lechler.

Mit einem Anhang

von **Dr. Albert Schäffle.**

96 Seiten Groß-Oktav. — Preis M. 1,—.

Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser.

Von

Dr. Gustav Rußland

Privatdozent an der Universität Zürich.

104 Seiten Großoktav. — Preis M. 2,—.

Die Kirchenpolitik

Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten.

Auf Grund archivalischer Forschung

von

Dr. **Hugo Landwehr**

weil. Oberlehrer des Königlich Preußischen Kadetten-Corps.

400 Seiten Groß-Oktav. — Geheftet M. 7,20.

Die

Kulturaufgaben der Reformation.

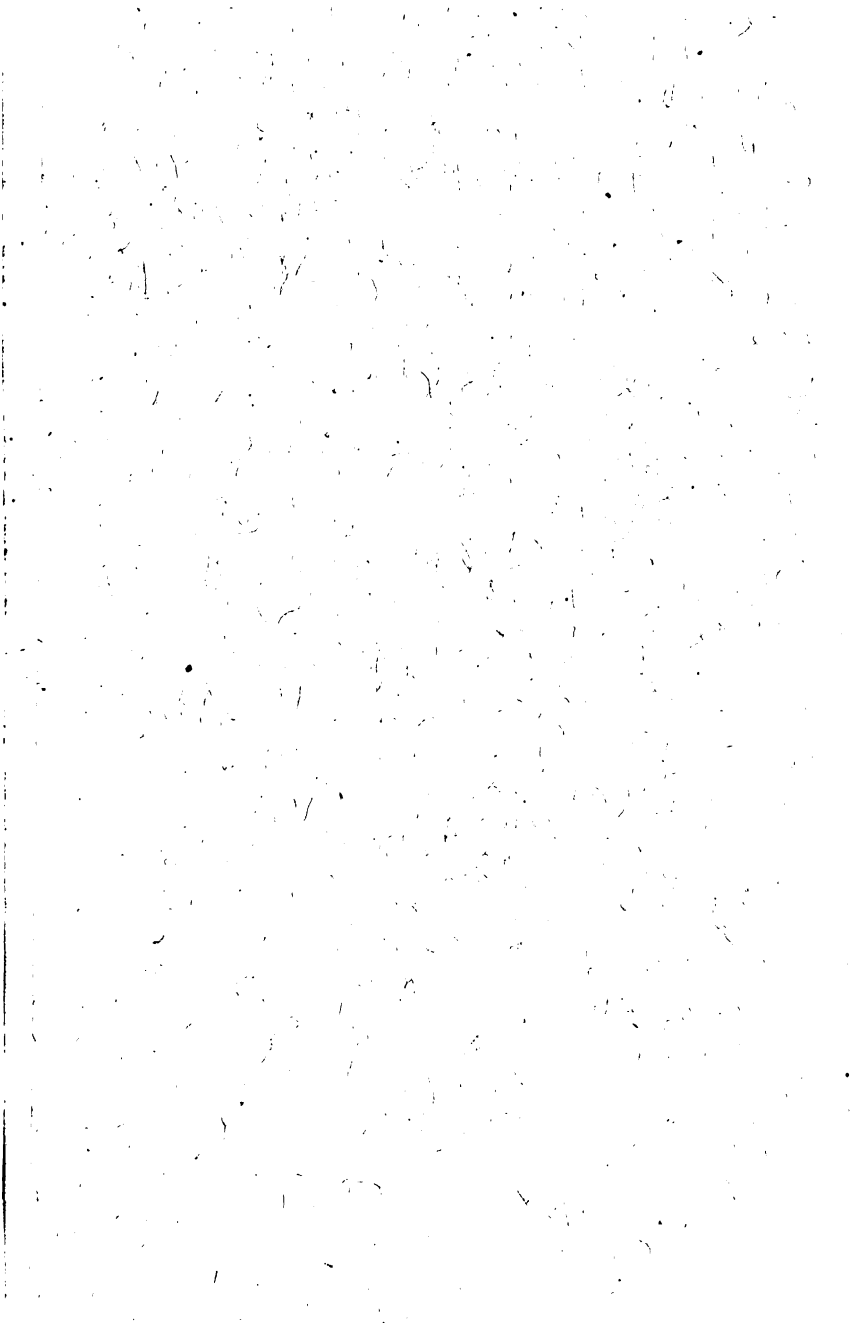
Von

Dr. Arnold E. Berger

Privatdozent an der Universität Bonn.

312 Seiten Großoktav. Geheftet M. 5,—; fein gebunden M. 6,—.

Der Verfasser hat seinem Buche alle erreichbaren Forschungsergebnisse dienstbar gemacht und auf dem Hintergrund einer tausendjährigen Entwicklung in großen, übersichtlichen Linien die Vorgeschichte der Reformation gekennzeichnet.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410